Verhandlungen

der gelehrten

Ehstnischen Gesellschaft

zu Dorpat.

Zweiter Band.

Dorpat,

in Kommission bei E. J. Karow,
Universitätsbuchhändler.

Gedruckt bei Schünmann's Wittwe u. C. Mattiesen.

1852.

Der Druck dieser Schrift wird unter der Bedingung gestattet, daß nach Beendigung desselben der Abgetheilten Censur in Dorpat die vorschriftmäßige Anzahl von Exemplaren vorgestellt werde.

Dorpat, den 23. December 1852.

Abgetheilter Censor Hofrath de la Croix.

Verhandlungen

der gelehrten

Ehstnischen Gesellschaft

zu Dorpat.

Zweiter Band.

Viertes Heft.

Mit einer lithographirten Tafel.

Dorpat,

in Kommission bei E. J. Karow,
Universitätsbuchhändler.

Gedruckt bei Schünmann's Wittwe u. C. Mattiesen.

1852.

Der Druck wird unter der Bedingung gestattet, daß nach Beendigung desselben der Abgetheilten Censur in Dorpat die vorschriftmäßige Anzahl von Exemplaren vorgestellt werde.

Dorpat, den 28. November 1852.

Abgetheilter Censor Hofrath de la Croix.

Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes.

Erstes Heft.

Seite.

Bemerkungen über die Wortwurzellehre in der estnischen Sprache. Von Dr. F. R. Fählmann 1

Ueber die neueste Declinationslehre des Pastor Ahrens und Dr. Fählmann. Von Pastor R. Hollmann . . 14

Vertheidigung meiner Ansicht von dem Verbum Passivum und von den Hauptcasen in der estnischen Grammatik. Von Propst Heller in Rappin. 23

Die finnischen Wörter für 8 und 9. Von Dr. A. Hansen. 46

Zu einer neuen Ausgabe Heinrich des Letten. Von Dr. A. Hansen 47

Kufische Münzen bei Dorpat gefunden. Von Dr. A. Hansen. 84

Bericht der gelehrten estnischen Gesellschaft vom 18. Januar 1845 bis zum 18. Januar 1847. 86

Zweites Heft.

Bemerkungen über den Nominativ, Genitiv und Accusativ im Estnischen. Von Pastor A. Hollmann. . . . 1

Gebildete und ungebildete Sprachen. Von Dr. Hansen . 20

Sind die Wörter Jummal und Dorpat phönicischen Ursprungs? Von Dr. Hansen. 24

Guilielmus Buccius und Ambrosius Weltherus, zwei der ältesten estnischen Schriftsteller. Von Kollegienrath Santo. 25

Auszug aus einer vaticanischen Handschrift. Von Titulärrath Lektor V. Hehn. 33

Seite.
Mittheilung über Volkslieder bei den im Pleskauschen Gouvernement angesiedelten Esten, nebst einer Beilage mit Liederproben. Von Dr. Kreutzwald. 43
Freie Uebersetzung eines estnischen Wiegenliedes. Von Ernst von Reinthal 60
Wie war der heidnische Glaube der alten Esten beschaffen? Von Dr. Fählmann. 63
Nachträge zu meinem Aufsatze über die Chronologie Heinrich des Letten. Von Dr. Hansen. 69
C. A. Heumann's Randbemerkungen zu Heinrich dem Letten. Mitgetheilt von Dr. Hansen 73
Gruber's Handschrift der Origines Livoniae. 78
Kufische Münzen aus dem Estenlande. Von Dr. Hansen. 78
Herr Pastor Ahrens und die estnische Gesellschaft. . . . 80

Drittes Heft.

Bischof Albert und sein Orden. Von weil. Kollegienrath Dr. Hansen. 1
Ueber den Charakter der Estnischen Mythologie. Eine Skizze von Dr. Frdr. Kreutzwald 36
Volkssagen und Traditionen aus dem eigentlichen Estlande, besonders aus Harrien und der Wiek. Von Pastor Boubrig. 50
Der dankbare Fürstensohn. Estnisches Volksmährchen. Von Dr. Frdr. Kreutzwald 74

Viertes Heft.

Dr. Fried. Rob. Fählmann's Leben. Von Dr. Kreutzwald. 1
Ueber estnische Orthographie. Von Dr. Fählmann. . . 51
Die Säge von Wannemuine. Von Demselben 72
Eine Ode in Asklepiadischen Strophen. Von Demselben . 77
Möglichst getreue Uebersetzung derselben. Von Kollegienrath G. M. Santo 79
Bericht über die Wirksamkeit der Gesellschaft in den Jahren 1848–1851. [Vortrag des Präsidenten K. Reinthal, gehalten am Jahrestage 1852.] 80

Vorwort.

Den Zweck unsrer Gesellschaft streng vor Augen behaltend, haben wir bisher es uns zum Gesetz gemacht, nur wissenschaftliche Mittheilungen, welche jenem Zwecke entsprechen, in die Hefte unsrer Verhandlungen aufzunehmen und haben es sorgsam vermieden, von Personalien mehr zu geben, als etwa zur Geschichte der Gesellschaft unerläßlich gehörte. — Als uns aber der sicher heranschleichende Tod am 10. April 1850. unsern unvergeßlichen Fählmann entrissen hatte, beschloß die Gesellschaft in ihren Monats-Versammlungen vom 12. April und 10. Mai 1850, dem Manne, der mit dem sel. Professor Hueck der eigentliche Stifter und Begründer derselben gewesen war, in diesen Blättern ihre dankbare Achtung dadurch zu erweisen, daß sie eine ausführlichere Biographie desselben hier niederlege. — Fählmann hat sich so bedeutende Verdienste im Gebiete der Estnischen Literatur erworben, daß sein Name weit über die Gränzen hinaus rühmlichst bekannt geworden ist, innerhalb deren man die Laute der Sprache erklingen hört, welche ihm so theuer und lieb war. Seine Versuche für die Estnische Grammatik die Gesetze festzustellen, nach denen die Sprache sich in ihrer Formenbildung bewegt, haben allerdings auch Gegner gefunden, welche jene Gesetze in andrer Weise meinten auffassen zu müssen. Indessen werden auch diese Gegner, wenigstens die leidenschaftslosen und gerechten unter ihnen, unsrem verewigten Fählmann das Verdienst nicht absprechen, daß er mit einer seltenen und sehr ausgebreiteten Kenntniß

der genuinen Estnischen Volkssprache, und dabei mit unermüdetem Fleiße und Eifer, sowie mit Scharfsinn und Besonnenheit an die Erforschung der Sprach-Gesetze gegangen ist und daß er dadurch vielfach anregend eingewirkt hat. — Ein weit größeres Verdienst und einen viel weiter reichenden Ruhm erwarb sich unser Fählmann durch die Sorgfalt, mit welcher er den allmählig verschwindenden Ueberresten der Estnischen Volkspoesie nachspürte, wie Dieselbe im Volksliede und in der Volkssage hervortritt, durch die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er, gerade dazu besonders begabt, das nicht Volksthümliche richtig erkannte und von dem eingedrungenen Fremden genau zu unterscheiden sich bemüht, und durch die zarte und gewandte Uebertragung solcher Estnischen Poesieen in die Deutsche Sprache. Durch ihn zuerst ist die schöne Volkssage von Koit und Aemmarik auch in ganz Deutschland bekannt geworden und Fählmann hatte mit seinen Arbeiten also sowohl dem allgemeinen ästhetischen Interesse durch Darbietung sinniger Gaben einen nicht unerheblichen Dienst geleistet, als auch dem Volke, dem er selbst entsprossen zu sein sich freute, eine Stelle unter den Völkern von natürlich tiefem und zartem Sinne für poetische Auffassung der äußerlichen Erscheinungen errungen und gesichert, indem er für die lange unbeachtet gelassenen Blüthen Estnischer Volksdichtung durch seine glücklichen Mittheilungen eine allgemeinere Aufmerksamkeit zu erwecken verstand. — So ist Fählmann zu einer selbst das lebhafteste wissenschaftliche Interesse erregenden Erscheinung auf dem Gebiete der Estnischen Literatur geworden und darum erachteten wir seine Biographie für etwas mehr, als für eine bloße Personalie. — Ueberdem gewährt auch der ganze Entwickelungsgang dieses kräftigen Geistes und Charakters gewiß Jedem, der demselben beobachtend folgt, ein lebhaftes psychologisches Interesse, und es wurden demnach die zwei vertrautesten Freunde des Verstorbenen von der Gesellschaft dringend ersucht, sich zur Abfassung einer Biographie Fählmann's zu vereinigen, die wir nun hier, sowie sie mit Benutzung der von Hrn.

Koll.-Assessor Rocks mitgetheilten Jugendgeschichte von Hrn. Dr. Kreutzwald zu Werro zusammengestellt worden ist, den Lesern unserer Verhandlungen vorlegen, damit der Mann, dessen Name ihnen nicht fremd geblieben, nun im belebten Bilde vor sie hintrete und die Achtung ihrer Herzen gewinne, wie er die Liebe Derer gewann und festhielt, die ihn persönlich kannten. — Und alle Diese werden bezeugen, daß in nachfolgender Lebensskizze zwar eine warme Freundeshand gezeichnet und als Solche manche Details sorgfältiger ausgemalt hat, die dem Fremden und Fernstehenden vielleicht zu unbedeutend erscheinen könnten, daß aber kein fremder, am wenigsten irgend ein schmeichelnder Zug zu Fählmann's Bilde hinzugefügt ist. — So wie er hier erscheint, so war, so lebte, so litt und wirkte unser biederer Fählmann, und sein Andenken bleibt unter uns im Segen! —

Die Redaktion.

Dr. Friedrich Robert Fählmann's Leben

von dem Herrn Dr. **Kreutzwald.**

„Nicht ungenannt sollst Du von hinnen scheiden,
Dein Staub soll nicht im Sturm der Zeit verwehn!"
Ernst Schulze.

Nächstehende Lebensumrisse eines Mannes, der in mancher Beziehung aus dem Kreise des Gewöhnlichen trat und nicht ohne phosphorescirendes Leuchten in des zur Ewigkeit rollenden Stromes Wellen versank, verdienten in der That von einer geübteren Hand gezeichnet zu werden, als von der eines Biographen, den — in Ermangelung besserer Kräfte — nur die gebietende Freundespflicht hervorrief und der außer redlichem Willen keine Gaben besitzt, um dem Verstorbenen ein seiner würdiges Denkmal zu setzen. Es ist nicht des Stoffes Armuth, sondern dessen überschwängliche Fülle, welche die Lösung der Aufgabe erschwert. Ein geistiger Schattenriß läßt sich nicht dem körperlichen gleich mit Hilfe des Storchschnabels getreu verkleinern, so wie die dem Portrait-Maler die Auffassung erleichternden scharf markirten Züge dem Charakterzeichner die Sache erschweren. Wer dem Vollendeten im Leben näher gestanden, verkennt gewiß nicht die Schwierigkeiten, die bei der Schilderung eines solchen Charakters, wie der seinige war, hemmend entgegentreten müssen. Aus diesem Grunde dürfen wir bei dem billigdenkenden Leser auf Nachsicht rechnen, während durch die verspätete Erscheinung dieser Blätter, wo Fählmann's Andenken bei der die Tageslöwenjagd ausübenden großen Menge bereits vergessen ist, uns der Vortheil erwächst, daß bei dem kleinen Leserkreis des Gegenstandes Interesse für die Mängel der Ausstattung hinreichende Entschuldigung gewähren wird.

Friedrich Robert Fählmann wurde am 21. December 1799 *) zu Hageweid, einem Landgute im St. Marien-Magdalenenschen Kirchspiele und Jerwenschen Kreise in Estland geboren. Sein Vater, ein libertus des Kammerherrn von Berg, stand damals als Gutsverwalter im Dienste des Landgerichts-Assessors von Paykull. Friedrich brachte im elterlichen Hause zu Hageweid seine ersten Lebensjahre zu und hatte noch nicht das siebente erreicht, als ihm der Tod seine treue Mutter entriß, die an der Schwindsucht starb. Von seinen beiden Brüdern war der ältere bereits in eine Schule abgegeben, während der andere, jünger und hilfsbedürftiger als er, sein Schützling und Spielgenosse wurde. Da der Vater durch seinen Beruf den größten Theil des Tages außerhalb des Hauses beschäftigt war, wären die beiden Knaben sich selbst und einer Magd überlassen gewesen, wenn nicht die Familie Paykull freundlichst und liebevoll sich ihrer angenommen und für ihr geistiges und leibliches Wohl gesorgt hätte. Die mutterlosen Kleinen verbrachten ihre Tage in Gesellschaft von Fräulein Karoline, der einzigen Tochter des Hrn. von Paykull, die nicht viel älter als Friedrich unter Aufsicht von Tanten und Cousinen im Hause erzogen wurde.

Auch Friedrich begann um diese Zeit seine ersten Studien im Lesen und in der Deutschen Sprache bei Hrn. von Paykull, dem das Unterrichten des aufgeweckten Knaben Vergnügen gewährte. Unter seinen Altersgenossen machte Dieser sich frühzeitig durch sein energisches Auftreten bemerkbar, zeigte einen festen Willen und wies seine Rivalen mit einem lakonischen: „Fern, fern, ihr erreicht mich nicht!“ von sich zurück. Fräulein Helene von Paykull, eine Nichte des Assessors, der wir obige Mittheilungen verdanken, führt manche originelle Züge aus seinem frühesten Leben an, die — wenn auch nicht von tieferer Bedeutung — uns wegen ihres Zusammentreffens mit seinen späteren Schicksalen interessiren. Einst saß Fräulein Helene auf der Treppe vor dem Hause und

---

*) Fählmann's frühester Jugendfreund, Hr. Schulinspektor Kollegien-Assessor Necks zu Wesenberg, dem wir die Angaben über F.'s Jugend verdanken, giebt 1798. als Geburtsjahr an, aber in einer Notiz von des Verstorbenen eigener Hand geschrieben heißt es: „Bin geboren den 21. Decbr. 1799. alten Styls oder den 1. Januar 1800. neuen Styls“ — daher wir dieser Angabe gefolgt sind.

der Knabe spielte auf der untersten Stufe, indem er Sand und Asche emsig in Papierkapseln faßte. Auf die Frage: Was machst du da? erwiderte er: „Ich bereite Arzneien, denn aus mir wird ein Arzt werden." Sein in diesem Augenblick zufällig vorübergehender Vater gab durch eine kleine Zurechtweisung dieser kindischen Aeußerung eine andere Richtung: „Was?" rief er aus — „Arzt? — Aus dir soll ein Grobschmied werden." Der Knabe nahm diese Worte für Ernst und sprach seitdem, er werde ein Grobschmied werden, weshalb er lange Zeit nachher im Scherz bei Groß und Klein gewöhnlich unser Schmied hieß. Ja selbst auf der Universität nannten ihn seine vertrauteren Freunde mit Beziehung auf diesen Vorfall den Meister in allerlei Erz.

Die medicinische Richtung in der Phantasie des Knaben mochte zunächst durch die Hausapotheke in Hageweid angeregt worden sein. Das Mediciniren war bei dieser Familie, wie's zu jener Zeit auch in manchen andern adelichen Häusern Estlands Sitte war, bei Gesunden und Kranken an der Tagesordnung, und durften Tropfengläschen und Pulverschachteln fast nie auf der Toilette fehlen. In Hageweid war des menschenfreundlichen Gutsherrn Sinn darauf bedacht, nicht nur in seinem Gebiete, sondern auch in der ganzen Nachbarschaft den Bauern in ihren leiblichen Nöthen mit Rath und That beizustehen; daher sein Andenken bis auf den heutigen Tag beim Volke in dankbarer Erinnerung sich erhalten hat. Die gnädigen Fräulein spielten die Rolle von Discipel und Provisor nicht bloß bei der Arzneizubereitung, sondern Fräulein Helene begab sich häufig in's Dorf, um die Leute zu belehren, wie sie die Arznei gebrauchen sollten. Wenn sie an schönen Frühlings- und Sommertagen mit den Verordnungen des Hausarztes und sonstigen Erfrischungen für die Kranken in's Dorf wanderte, war Friedrich mit Gläsern und Töpfen beladen gewöhnlich an ihrer Seite. Glücklich in seiner Weise haschte er nach Käfern und Schmetterlingen oder pflückte die Blumen am Wege und setzte durch seine kurzen scharfsinnigen Bemerkungen die Begleiterin nicht selten in Erstaunen. Von Zeit zu Zeit erschien der Hausarzt, Dr. Heimberger, in Person und ergötzte unsern Knaben durch schlechte Aussprache des Estnischen. Glücklich mit Gedächtniß und Beobachtungssinn ausgestattet, entging ihm fast nichts von Dem, was die Leute thaten und wie sie sich benahmen; er hörte die Klagen der Kranken

und sah wie man zu helfen suchte; da war es kein Wunder, wenn er die Weise des Doktors kopirend anfing den Arzt zu spielen. Ein anderer ihn von den übrigen Kindern im Hause unterscheidender Zug war, daß er kleine todte Thiere, wie Maulwürfe, Mäuse u. dgl. gern zergliederte, um — wie er sagte — zu sehen, wie sie innerlich beschaffen wären. Mit dieser vielen Kindern gemeinschaftlichen Neugierde verband er eine große Vorliebe für die Natur.

Das hübsche an einem stattlichen Bache gelegene Hageweid, dem der Wechsel von Flur, Wiese und Gehölz seine eigenen Reize verlieh, blieb dem Verewigten sein Lebenlang ein theurer unvergeßlicher Ort; denn die dem jungen Herzen eingeprägten Eindrücke erhielten sich stets frisch und erfreuten ihn jedesmal von Neuem, so oft er sich in seine Kindheitsträume zurückversetzte*). Die nächsten Umgebungen wurden geographisch und naturhistorisch gründlich durchforscht. Die täglichen Sommer-Exkursionen führten zum Flusse, zur Mühle oder in eines der nahen Wäldchen, die aus mächtigen Föhren (hier Tannen genannt) bestanden, und wohin die Heidelbeere einlud. Auf der Brücke wurde dem Treiben der Barse und Bleier zugeschaut oder geangelt, bei der Mühle der Schmerling und die Quappe mit der Gabel gestochen und die Malermuschel gefischt, oder von den Wellen glattgeriebene kleine Steinchen gesammelt.

Andere Kurzweil gab es wieder am Hofe. Hier herrschte eine wahre Phäaken-Wirthschaft, so daß die Kinder von der Herrschaft bis zum letzten Diener herab nur gemüthliche und gutmüthige Menschen sahen. Mitten auf dem von Gebäuden umschlossenen Hofe wurde im Sommer von der muntern Jugend „das Rad geschlagen" oder „Kurni"**) geworfen. Der alte Herr sah mit seiner Familie gewöhnlich von der weitausgebauten Treppe

*) Am 22. Decbr. 1849, als er einigen Freunden die Geschichte eines berühmten Zauberers aus Hageweid zum Besten gab, erwachten die Jugenderinnerungen mit solcher Lebhaftigkeit, daß der funfzigjährige Mann, seinen siechen Körper vergessend, im Jünglingsfeuer den Plan entwarf, im nächsten Sommer auf einer Lustreise Liv- und Estland zu durchziehen, um alle mit der Kalewi-Sage im Zusammenhange stehenden Oertlichkeiten zu besichtigen und bei dieser Gelegenheit auch sein liebes Hageweid zu besuchen.

**) Kurni heißt ein in Livland sehr beliebtes, eigentlich Russisches Spiel, bei welchem 5 bis 7 kleine, in bestimmter Weise aufgestellte Holzcylinder mit

wie von einem Belvedere zu, und es ereignete sich nicht selten, daß er sich herabließ, selbst einen Meisterwurf zu versuchen.

Sonntagabends war des benachbarten Dorfes erwachsene Jugend vor der Treppe des Herrenhauses versammelt und führte nach des alten Thomas Sackpfeife einen Tanz aus oder erfreute sich am Gesange. — Solche und ähnliche Scenerieen gab es an Winterabenden in den Gesindestuben der Herberge. Hier war es, wo in düstern, spärlich erleuchteten Räumen die schauerliche, wundervolle Märchen- und Sagenwelt dem stilllauschenden Knaben zum erstenmal sich erschloß. Ihrer tieferen Bedeutung unbewußt hatte er die empfangenen Eindrücke lebendig bewahrt, welche ihm später nach seinem eigenen Ausdrucke zum „Ariadnens Faden" wurden, vermittelst Dessen er verborgene Schätze aus dem innern Volksleben an den Tag brachte, die man bis dahin nicht gekannt hatte. Vermöge seines trefflichen Gedächtnisses behielt er neben dem Inhalte die eigentliche Färbung des Erzählungstons, wodurch er das Gehörte oft wortgetreu wiedergeben konnte, Manches nachmals sehr gelungen im Deutschen nachbildete und dadurch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf Estnische Sagen hinleitete.

In des Vaters Wohnung erblickte er stets das freundliche Gesicht desselben, der fast nie anders als lächelnd mit seinen Kindern sprach und die Milde und Freundlichkeit selbst war. Als nahezu Sechziger, aber noch sehr rüstig, hatte er zum zweitenmal geheirathet, wodurch Friedrich eine gute Stiefmutter und in der Folge mehrere Geschwister bekam. Der Alte war bei seinem heitern Temperamente ein harmloser Humorist und hechelte die Schwächen der Umgebung in- und außerhalb des Hauses auf die gutmüthigste Weise. Zu seinen Liebhabereien gehörten ein paar stattliche Pferde im Stall, ein guter Trunk Bier und wenn es sein konnte eine Karten-Partie; doch keine von diesen Vergnügungen erreichte die Gränze der Leidenschaft. Auch von seinen in jüngern Jahren im Auftrage des Kammerherrn von Berg nach Pommern und Schonen übernommenen Geschäftsreisen wußte er

---

kurzen Knitteln, die aus einer Entfernung von etwa 10 Schritt nach denselben geworfen werden, aus einem durch Linien eingegränzten Viereck hinausgeschleudert werden müssen. Dieses Spiel übt Augenmaaß und Kraft des Arms in gleicher Weise.

manches Anziehende zu erzählen, und obzwar er Blätter von Homann und Güssefeld niemals zu Rathe gezogen, war ihm die Reise zur vollen Zufriedenheit seines Vorgesetzten gelungen. —

Aus dem Vaterhause scheidend trat Friedrich schon in seinem neunten Jahre die Wanderschaft in die Fremde an, indem er nach Löwolde zu „Onkel" Wenzel in die Schule geschickt wurde, die ihn zu den Propyläen göttlicher und menschlicher Weisheit leiten und mit Hilfe von Hübner's biblischen Historien und Raff's Naturgeschichte über das fertige Lesen hinaus noch mit Allerlei für das Leben ausrüsten sollte. „Nun begann — erzählt Hr. Rocks — im Hause meiner Eltern die Zucht- oder Sitzschule, wo wir kleinen Kerle von aller Welt geschieden, in ein enges Zimmer eingepfropft, sechs — sechs lange Stunden täglich sitzen lernen sollten. Der „Onkel", so mußten wir Kinder ihn Respekts halber nennen, war beim ersten Anblick ein kleiner Caliban aus Shakespeares Sommernachtstraum, von abschreckender Gestalt und doch voll magischer Anziehungskraft, daß er uns Kinder freiwillig in seinen Umkreis bannte, wie der Centralkörper die Planeten. — Ich muß etwas bei seiner Person verweilen, damit seine Schule ihre Erklärung finde, und bei seiner Schule, damit ihre Wirkungen, die in weite Ferne trugen, sich erkennen lassen. Der „Onkel" war nicht viel über drei Fuß hoch, weil seine Beine seit seiner Jugend verkrüppelt waren. Sie trugen ihn daher kaum, und ein Gang durchs Zimmer war für ihn mit großer Anstrengung verbunden. Fast sein ganzes Leben hat er wie ein Säulenheiliger auf seinem Sitze zugebracht. Hier nahm er sich ganz stattlich aus, da Kopf und Rumpf einem vollen Manne gehörten, dabei Geberde und Haltung uns Kleinen die schuldige Ehrfurcht einflößten. Mit einer Glasfabrikanten-Familie, der er angehörte und die aus dem Braunschweigischen verschrieben worden, war er noch sehr jung nach Estland gekommen und, als seine Brüder ihre Stellung aufgegeben, ein Lehrer und Schreiber bei Gutsverwaltern geworden, was er auch bis an sein liebes Ende blieb. Zwar hatte er selbst nicht viel gelernt, jedoch schrieb er eine gute Hand, und vielleicht hat Fählmann seinen kräftigen Duktus von ihm geerbt. Abgesehen davon, daß er in der Orthographie nicht viel weiter war als jener Oberpahlensche Schulmeister, der große Buchstaben nach der Regel zu schreiben pflegte: „weil ab und zu ein großer Buchstabe die Schrift ziere," so besaß er doch

Eigenschaften, um welche ihn viele Pädagogen hätten beneiden können. Durch sein Unglück hatte er früh Geduld und Ergebung sich erworben, und da er die meiste Zeit mit Kindern verlebte, verstand er ganz vorzüglich mit ihnen umzugehen und einen wohlthätigen Einfluß auf sie zu gewinnen. Er erzählte gern und wurde um Geschichten gequält. Da hörten wir Manches aus der Deutschen Volkssage vom Drachen und Lindwurm, vom tapfern Florenz, Kaiser Oktavian, der schönen Magellone u. s. w., oder auch von historischen Personen, wie vom großen Macedonier, dem zwölften Karl, dem alten Fritz und Suworow, von Huß und Luther, oft freilich das wunderlichste Zeug, doch um so besser, häufig auf gelegentliche Veranlassung, wie am Martinstage oder am langen Winterabende. Wenn der „Onkel" Glasperlen fabricirte, erzählte er Manches von der Glashütte, vom Harz und Deutschen Erfindungen. Im Herbst wurden Dohnen, im Winter Leimruthen ausgestellt, dabei Naturgeschichte getrieben und im Raff fleißig nachgelesen.

„Außer Wenzel's Erfahrungsschatz waren Ort und Zeit geeignet, Mancherlei zu sehen und zu hören. Häufig waren Handwerker in Löwolde beschäftigt und wir mußten sehen, was sie machten. Das Gut gehörte damals zu den hübschesten im Lande. Da gab es große Gartenanlagen, einen Park mit viel Wasser, Treibereien und Blumenfloren, stattliche Gebäude mit Ornamenten, Bildsäulen. Aus dem mitten auf dem Hofe stehenden Herkules machten wir einen Simson. Vor Adam und Eva im Park wurde gebadet. Gelegentlich schlüpfte man in eine Bildersammlung und sah Cook's Tod, eine Türkische Ambassade oder Französische Revolutions-Scenen in Englischen Kupferstichen. In die Zeit fielen gerade die Napoleonischen Feldzüge und es gab wol keinen Winkel in Europa, wohin nicht die Kunde von den vollbrachten Thaten gedrungen wäre. Wir hörten von Austerlitz und Eylau, von Franzosen und Engländern und von der Tapferkeit der Russen reden und erblickten in effigie die Helden des Tages. Unsere Vorschule setzte uns in den Stand, später in der Schule uns leicht zu orientiren, da wir ein Interesse für die Sache hatten, wo solches häufig den Mitschülern aus Unbekanntschaft mit den Gegenständen fehlte. Wir hatten einen Kursus der Anschauung durchgemacht ohne Plan des Lehrers, der wol Nichts von Rousseau und Pestalozzi wußte. — Ernstlich äußerte er sich

über Freigeisterei, die damals selbst in den untern Schichten der Gesellschaft grassirte. Wenzel hielt fest am Dogma; ohne selbst in der Schrift sehr bewandert zu sein, half er mit der Weisheit auf Gassen nach, wo es bei uns fehlte, und die Mutter des Hauses leistete ihm darin treulich Beistand. Friedrich's älterer Bruder Karl, der in den Ferien aus der Stadt auf's Land kam, mißfiel dem Alten und wir mußten die scharfe Kritik mit anhören, wie die jungen Leute nicht sein sollten. Das „fern, fern" wurde gedämpft.

„Die beschränkten Verhältnisse im Hause wirkten dadurch wohlthätig, daß sie uns vor Flattersinn bewahrten. Auf Pietät wurde strenge gesehen, und der „Onkel" verlor seinen Nimbus nicht, wenn er manchmal zum Ersatz für die Einförmigkeit seines Daseins eine Diversion suchte. Zuweilen versuchte sich „Onkel" Wenzel auch auf der Geige, wir hörten Phantasieen und den Dessauer. Im Uebrigen suchte man uns möglichst vor schädlichen Einflüssen zu bewahren; dagegen hatten wir Gelegenheit zu sehen, wie manches Gute geübt wurde, als Wohlthätigkeit gegen die Armen. Es herrschten damals schwere Hungerjahre, besonders im Dörptschen Kreise; ganze Schaaren von bettelnden Kindern durchzogen das Land. In Hageweid wurden durch den Wohlthätigkeitssinn der Familie von Paykull Dutzende dieser Unglücklichen verpflegt.

„Neben dem idyllischen Hageweid boten die Zustände Löwolde's, wo es einen ausgedehntern Hofstaat, größere Mannigfaltigkeit der Bewohner, vornehmere Leute und Luxus zu sehen gab, Kontraste dar zu der Noth, welche an den Ernst des Lebens erinnerte.

„Aus diesem erweiterten Lebenskreise trat Friedrich 1809. in das städtische Leben, als er in die Wesenbergsche Elementarschule kam. In kurzer Zeit reifte er hier durch die praktisch-mechanische Dressur für die Kreisschule heran. Der Elementarlehrer Schmidt, der seine Jugend im Komtoir eines Rigaschen Handlungshauses verlebt hatte, war auf mancherlei Umwegen durch das Schicksal endlich nach Wesenberg verschlagen und Lehrer geworden. Er hatte vom Wesen „Onkel" Wenzel's nichts an sich. Civilisirter als Jener, auch wenn es sein konnte, ein klein wenig Lebemann, erfüllte er pünktlich wie der Kaufmann sein Geschäft, übte als Flor's Schüler strenge Zucht an den wilden Buben

und betrachtete es als seine Lebensaufgabe, seine Schüler dahin zu bringen, daß sie fließend lesen, bei Komma und Punkt gehörig einhalten und dabei genügend orthographisch schreiben und zum Abiturienten-Examen ein ellenlanges Divisions-Exempel in kürzester Zeit richtig lösen lernten. Publikum und Vorgesetzte waren mit seinen Leistungen zufrieden; denn ohne viele Umwege hat er Manchen für das Leben zugestutzt.

„Fählmann wurde noch in demselben Jahre in die Kreisschule aufgenommen. Von Anfang an zeichnete er sich hier durch Selbstthätigkeit und großen Fleiß aus, wie noch jetzt aus den in den Censur-Büchern über ihn gefällten Urtheilen ersichtlich. Nach dem Gesagten ist es vielleicht erklärlich, warum bei seinen guten Anlagen die Fortschritte so bedeutend waren. Auch der damalige Lehrplan mochte die freie Entwickelung begünstigen. Es gab nicht viel auswendig zu lernen, allenfalls Einiges in den Sprachen. Friedrich erfaßte alle Lehrgegenstände, obgleich zum Theil ganz neu für ihn, mit Energie und gutem Erfolge. Nach den Vorträgen aus der Geschichte arbeitete er zu Hause aus eigenem Antriebe dicke, sauber geschriebene Hefte aus, einen Leitfaden sah man damals höchst selten in den Händen der Schüler. In der Geometrie wurde er mit so glücklichem Erfolge mein Lehrer, daß ich in Kurzem im Stande war, die schriftlich verlangten Beweise selbst zu finden. Schon damals liebte er Lektüre und vertiefte sich gern in manche Scharteke. Ein uraltes zerfetztes Kräuterbuch, das ich in Wesenberg oft in seinen Händen sah, erblickte ich nach vielen Jahren unter seinem Nachlasse. Auf der Wesenbergschen Schule hatte es den Anschein, als wolle er ein Liebhaber der Botanik werden; aber zur speciellen Kenntniß der wildwachsenden Pflanzen bot der Unterricht keine Anleitung. Um seinem Lerntriebe zu genügen, saß er Abends spät auf, was seinem derzeitigen Nährvater, dem Gerbermeister Rohleder, in dessen Hause er wohnte, Besorgnisse für des Knaben körperliche Gesundheit einflößte, die der ehrliche Meister zu überwachen für Pflicht hielt und ihn nicht selten zu Bette treiben mußte. In diesem Hause lernte Friedrich wieder neue Verhältnisse, besonders das Zunftwesen kennen. Er hörte den Gesellengruß und lebte umgeben von den Traditionen des Handwerkers. Der wandernde Geselle, der ein Stück hinein in's Dänische gemacht hatte, wußte auch von Wiener Würsteln und Ungarwein zu erzählen; aber nicht bloß so gewann er Menschenkenntniß, die Fa-

milienglieder des Hauses erweiterten sie auf ihre Art. Außer der Behäbigkeit eines Deutschen Bürgers und Meisters in einer kleinen Stadt sah er ehrenwerthe Seiten, aber auch manche schwache, wie sie in seiner Umgebung nicht ausbleiben konnten, ohne daß sie auf seine Moralität irgend einen nachtheiligen Einfluß ausübten. Viel Vergnügen gewährte ihm der Garten, wo vortreffliche Aepfel wuchsen und wo er Obst-Kultur, namentlich die praktischen Handgriffe des Pfropfens, Inokulirens u. s. w. sich aneignete. Ihn interessirte Alles, was er sah, und er erwarb sich manche technische Kenntnisse, die die Werkstätten der Handwerker bieten.

„Obgleich er seine Zeit fleißig anwandte, behielt er doch so viel Erholungsmuße übrig, daß er bisweilen an den Vergnügungen der muntern Mitschüler theilnehmen konnte, die je nach der Jahreszeit verschieden waren. Im Winter lud der steile an die Stadtgärten gränzende Wallberg zu excellenten Rutschpartieen und zum Schneeballwerfen ein. Die Schule machte mäßige Anforderungen an den Fleiß der Schüler: die Jugend sollte nicht verkümmern; die Lehrer huldigten den Maximen des weiland berühmten Gräfe in Frankfurt a. M. — An Sommerabenden gings zum „Neuen-Verderb", wo die Alten sich am Kegelspiel vergnügten und die Jugend im Walde umherstreifte, wenn nicht Iwan Petrowitsch Sommer, Lehrer der Russischen Sprache und großer Jugendfreund, Spiele arrangirte. Derselbe gab sich viel mit der Jugend ab und ersann gar Vielerlei zu ihrer Ergötzung. Hauptsache dabei blieb die Russische Sprache, die ex usu, selbst beim Spiel erlernt werden sollte. Einige kleine Dramen wurden damals auf seine Veranstaltung von den Kreisschülern in Russischer Sprache aufgeführt. Wenn Fählmann sich auch weniger dabei betheiligte, blieb er doch nicht ganz ex nexu. Hatte er später, wie auf einer Ferienreise nach Reval oder bei zufälliger Anwesenheit einer wandernden Schauspielertruppe, Gelegenheit das Theater zu besuchen, so zeigte er wie alle junge Leute eine besondere Liebhaberei für dieses Vergnügen. Was Wesenberg Vorzügliches darbietet, ist der vorhingenannte Wallberg mit der hübschen Schloßruine und einem vor demselben liegenden Eichenwäldchen, „Tammik" genannt. Zu allen Zeiten haben diese Orte die liebe Jugend angezogen; auch Fählmann saß gern in Gesellschaft der Dohlen in dem alten Gemäuer und sann vielleicht hier schon über die Vorzeit nach, ohne viel Aufschluß zu finden. Der Ursprung

der Dänenherrschaft, die dürftigen Sagen über des Schlosses Schicksal reizten wenigstens zu allerlei phantastischen Vorstellungen. Auch an ritterlichen Kämpfen fehlte es nicht, um sich ganz in die alten Zeiten zu versetzen. An Feiertagen wurden hinter dem Wallberge zwischen den Kreis- und Elementarschülern (die fast überall eine feindselige Stellung gegen einander behaupten) gemeinschaftliche Kraftübungen angestellt, wobei die glücklichen Sieger — unbekümmert um einige blaue Flecke — jubelnd nach Hause zogen *). Von allen Annehmlichkeiten, die der Ort darbot, benutzte er nur so viel, als ihm die strenge Pflichterfüllung erlaubte; denn zu jeder Zeit berücksichtigte er das Dic cur hic. Seine Hefte mußten möglichst gut geführt, seine Uebersetzungen, Aufsätze korrekt sein, einen Fehler ließ er ungern auf sich sitzen. Als ihm einst bei der Korrektur einer Französischen Uebersetzung ein Fehler angestrichen worden war, den er nicht anerkennen wollte, weil ihm der Grund nicht einleuchtete, erlaubte er sich Einwendungen zu machen, veranlaßte aber dadurch, daß der Lehrer in Eifer gerieth und sich auf keine Erklärung weiter einließ. Nur dieses einzige Mal zog er sich ein Mißfallen zu; aber der gute Erbe gebrauchte troß Dem seine beliebte Eingangsformel „mit Vergnügen" bei dem Entlassungszeugnisse, welches Fählmann beim Abgange von der Wesenbergschen Kreisschule erhielt. Auf der andern Seite muß ich von Diesem bemerken, daß er nie Nachtheiliges von seinen Lehrern sprach, weder auf der Schule noch später, wenn er gelegentlich seiner Schulzeit gedachte, obgleich er verfehlte Methoden sonst wohl zu würdigen verstand. In kleinen Schulen möchte sich diese Pietät selten finden; aber nicht selten ist die Erscheinung, daß Leute ihre eigenen Schulsünden später mit denen ihrer Lehrer zu verhüllen suchen.

„Im Jahre 1814. bezog Fählmann das Dörptsche Gymnasium, in welches er in Folge des Entlassungszeugnisses der Reife von der Kreisschule in die unterste Klasse, damals die Tertia, aufgenommen wurde. Durch seine Tüchtigkeit wie durch seinen Biedersinn nahm er hier gar bald eine achtunggebietende Stellung unter seinen Mitschülern ein und erwarb sich zugleich die Anerkennung und das Wohlwollen seiner Lehrer, denen des Jünglings

*) Dieser glückliche Tummelplatz hatte für F. einen solchen Werth, daß er ihn später in einem hübschen Oelgemälde stets in seinem Zimmer hängen hatte, wo das Bild mit einem Fuimus Troes! den vertrauten Freunden vorgezeigt wurde.

Fleiß, Fähigkeiten und Geistesgaben nicht verborgen bleiben konnten. Ich folgte ihm erst nach zwei Jahren in's Gymnasium, traf daher mit ihm nicht mehr in einer Klasse zusammen, wurde aber sein Stubengenosse und blieb es, bis er Student wurde. Wir trennten uns alsdann, verkehrten jedoch fast täglich mit einander während meines Aufenthalts in Dorpat. Daß ich viel später nach Dorpat ging, war Folge von einem veränderten Lebensplan. Diese Unbeständigkeit bei dem gefaßten Entschlusse fand nicht seinen Beifall. Schon als Knabe hatte er mir sein Mißfallen bezeigt, wenn ich Dies oder das Andere werden wollte, nachdem ich irgend eine neue Handthierung gelernt hätte, und für Diese ein augenblicklicher Enthusiast gewesen war. Ich war darin, wie in vielen andern Beziehungen, sein entgegengesetzter Pol.

„Obgleich wir in der Zeit unsers Zusammenlebens oft mit großer Dürftigkeit zu kämpfen hatten, so lähmte Diese doch nicht unsern Muth, und wir waren immer guter Dinge, selbst wenn es im Winter an Feuerung gebrach und die täglichen Provisionen sehr kärglich ausfielen. Solche Zeiten traten gewöhnlich in den letzten Wochen vor den Ferien ein. Das Hauptnahrungsmittel verschafften wir uns beim anwohnenden Bäcker auf Puff, den Quellenheimer versüßten wir gelegentlich mit Syrup, und stärkten uns, wiewohl nur selten, mit einem guten Häring. Wir ahmten den Kauz in der Tonne nach und bedächten nicht, daß Derselbe an's Heizen nicht zu denken brauchte.

„Diese frugale Lebensweise fand einen Bewunderer an einem dritten Gymnasiasten, Karl P., der sich mit uns vereinigte, ohne gerade dazu gezwungen zu sein, da seine Eltern ziemlich wohlhabend waren. Er hatte bereits Einiges verthan und hoffte vernünftiger zu werden, wenn er unsern Weg einschlüge. Leider traf seine Hoffnung nicht ein; er verbrauchte an Geld und Zeit viel, ohne dadurch ein sonderliches Ziel zu erreichen, und wurde zuletzt Militär. Eine gefährliche Klippe für ihn war zunächst der Konditor; er befolgte schlecht unsers Fählmann's Beispiel, den ich nie in einer Restauration, am wenigstem bei einem Konditor traf, auch niemals Naschwerk kaufen sah. Ueberhaupt versagte er sich jedes durch Geld zu erringende Vergnügen, wenn es etwas zu sehen oder zu hören gab, weil er jeden Pfennig zu Rathe ziehen mußte. Bei dieser weisen Sparsamkeit eines Franklin, die nicht Geiz war, sah man ihn nie vom Gelde ganz entblößt,

ja er konnte noch Andern aushelfen und that Dies immer mit der größten Bereitwilligkeit. Hierin, wie in vielem Andern, zeigte er in den Jahren des jugendlichen Leichtsinns sehr viel Festigkeit und Rechtlichkeit und einen tiefen sittlichen Ernst. Einst fand er bei einem Schulfreunde Bücher, die aus einer verwüsteten Bibliothek stammten, und ruhte nicht eher, als bis Diese wieder dahin geschickt wurden, wohin sie gehörten*). Als sein ökonomischer Leuchter aus Pappe einst Feuer faßte und ein aus der Bibliothek des Gymnasiums geliehener Theil des rasenden Roland dabei stark beschädigt wurde, ersetzte er nicht nur das Buch, sondern bestrafte sich selbst zugleich damit, daß er seitdem nie wieder ein Buch aus dieser Bibliothek sich ausbat."

Wir haben uns nicht für befugt gehalten von obiger Schilderung des vorhingenannten achtungswerthen Jugendfreundes etwas abzukürzen, der einen großen Theil des so interessant Erzählten selbst miterlebte. Die Freunde des Vollendeten werden gewiß Hrn. Rocks für das Mitgetheilte Dank wissen.

Sein langes abendliches Aufsitzen und Lesen im Bette gewöhnte Fählmann sich nicht ab, wiewohl er sonst Alles durch seine eiserne Willenskraft durchzusetzen im Stande war. So soll er damals, wie Hr. Pastor Hollmann erzählt, stark gestammelt haben, welches Gebrechen er in der Sekunda des Gymnasiums durch seinen entschiedenen Willen so weit bewältigte, daß er 14 Tage nach dem gefaßten Vorsatze ein Gedicht ohne Anstoß hersagen konnte und später nie mehr stotterte.

Die Zeit war ihm kostbar, er verwandte sie redlich auf die aufgegebenen Schularbeiten. Die wenigen Freistunden benutzte er zur Lektüre oder zum Abschreiben, welches Letztere als ein kleiner Erwerbszweig zur Verbesserung ökonomischer Umstände benutzt wurde. Wenn es thunlich war, suchte er sein spätes Aufsitzen durch längeres Schlafen am Morgen auszugleichen. Von seiner Schulthätigkeit muß noch angeführt werden die seltene Pflichttreue,

*) Ein anderer Mitschüler aus dem Dörptschen Gymnasium, der verewigte Guido von Liphart, äußerte einmal über Fählmann: „Er war schon in der Schule ein so reiner und großer Mensch, daß wir ihn alle liebten, zugleich aber auch den größten Respekt vor ihm hatten. Ward er — wie's gerade nicht selten vorkam — in verwickelten und streitigen Fällen zu Rathe gezogen, so war sein Ausspruch entscheidend, Niemand wagte dagegen weiter Einwendungen zu machen."

mit der er allen Anforderungen gerecht zu werden sich bemühte und selbst für solche Stunden sich fleißig vorbereitete, für die Andere wenig oder nichts thaten. Besonders sorgfältig waren immer seine Präparationen für die Klassiker; großen Fleiß verwandte er ferner auf seine Deutschen Ausarbeitungen, für welche er in der Regel ein lobendes Urtheil erlangte. Was ihm viel Mühe kostete, war das Auswendiglernen, weil regelmäßige Gedächtnißübungen von Jugend auf von ihm nicht betrieben worden waren; indessen besaß er ein treues Gedächtniß, welches das einmal Angeeignete für immer behielt. Stellen aus den Klassikern, besonders aus seinem Liebling Horaz, blieben ohne Zwang haften und wurden im Gespräch mit Glück und Geschick angewandt. Für die Schönheiten der alten Klassiker besaß er einen sehr empfänglichen Sinn und benutzte die Lektüre Derselben häufig zum eigenen Vergnügen.

Von Seiten der Gymnasial-Lehrer wurde sein redlicher Fleiß nicht nur gebührend anerkannt, sondern auch durch günstige Urtheile und Prämien mehrmals belohnt, bis er mit dem Zeugniß der Reife entlassen auf die Universität abging.

Als er im Jahre 1818. die Hochschule mit dem festen Vorhaben bezog, einen Schatz tüchtiger Kenntnisse von hier für's Leben mitzunehmen, ging es ihm darin besser wie vielen Andern, die vor und nach ihm auch so gedacht, aber von munterm Jugendtreiben fortgerissen ihre löblichen Vorsätze bald wieder vergaßen. Er begann seine Studien nach dem für Mediciner vorgeschriebenen Lehrplan und versäumte ohne die dringendste Veranlassung nie eine Lehrstunde. Was am Tage gehört worden war, mußte noch an demselben Abend repetirt werden, wobei er besonders peinlich mit dem „ledernen" Auswendiglernen zu Werke ging und sich ärgerte, wenn die technischen Kunstausdrücke aus zwei Sprachen oder gar sprachwidrig gebildet waren. Einer seiner ersten akademischen Lehrer war der damalige Professor der Anatomie, Cichorius, für den er bald eine große Vorliebe gewann. Fählmann sah überall mehr auf den Kern, als auf die Schale, und sobald er sich von der wissenschaftlichen Tüchtigkeit seines Lehrers überzeugt hatte, waren ihm die Schwächen, welche Derselbe als Mensch an sich trug, nur Nebensache. — Durch seinen Fleiß hatte sich Fählmann bald bemerkbar gemacht, und als er bei vorkommenden Gelegenheiten mit großer Vorliebe anatomische

Präparate anfertigte, wurde er der Lieblingsschüler von Eichorius.

Wiewohl Fählmann mit entschiedener Neigung die Fachwissenschaft ergriffen und nach dem üblichen Ausdrucke mit Leib und Seele Mediciner war, konnte er vermöge seiner Natur in dieser einseitigen Richtung nicht volle Befriedigung finden; sein wissensdurstiger Geist bedurfte auch anderer Nahrung, und gern benutzte er eine und die andere freie Zwischenstunde am Tage, um neben den eigentlichen Fachwissenschaften noch andere Kollegia zu hören. So besuchte er mit vielem Eifer philosophische, philologische und selbst theologische Vorlesungen, namentlich bei Jäsche, Morgenstern, Ewers und Hezel. Für linguistische Studien, insbesondere für Sprachvergleichungen, hatte er ein lebhaftes Interesse, eine Neigung, die er bis zum Lebensabend bewahrte; nicht minder sprachen ihn die artes liberales, namentlich poetica an: und er schlug deshalb einen eigenthümlichen Weg ein, wie ihn vielleicht kein anderer seiner medicinischen Koätanen betreten hat. Er hörte, dachte und las, dabei mehr das multum als multa berücksichtigend, und ging nirgend leer aus, was seine kernigen Bemerkungen im traulichen Kreise verriethen. Er sprach wenig, aber was er sagte, war durchdacht und gehaltvoll. Ebenso kernig war auch sein Styl. Bei Morgenstern hörte er Aesthetik und Vorlesungen über die Nibelungen und den Faust.

Mit Klopstock, Göthe und Schiller hatte er sich schon auf dem Gymnasium vielfach beschäftigt. Jetzt suchte er, soviel die Zeit erlaubte, andere Deutsche Musterschriftsteller kennen zu lernen und benutzte zu diesem Behufe die Universitäts-Bibliothek fleißig. So suchte er den ernsten Pfad des Wissens mit gelegentlichen Erholungsblumen zu bestreuen, indem er seinen abgespannten Geist mit einem leichten dichterischen Produkte zwischendurch erfrischte. Zum Romanenlesen konnte er sich jedoch nicht entschließen und pflegte im Scherz zu äußern: er erspare dieses Vergnügen für die Tage des Alters, wo er einst auf seinem Lorber ruhen werde.

Die Zeit der Sommer- und Winterferien verlebte Fählmann in den ersten Studienjahren gewöhnlich in Hageweid bei Paykulls, wo er, von Jung und Alt geliebt und geschätzt, wie ein Familienglied betrachtet wurde. Ein trauliches Erkerzimmer und ein Lusthäuschen im freundlichen Garten bargen abwechselnd die beiden Freunde Fählmann und Rocks, welcher Letztere ebenfalls

ein gerngesehener lieber Gast im Paykullschen Hause war. Die Erinnerung an diese im ländlichen Asyl traulich verlebten Stunden blieb sämmtlichen Mitgenossen theuer. Mit rührender Pietät sahen wir Fräulein Helene von Paykull bei solchen Zeiten verweilen und mit einer ächtweiblichen bis in's kleinste Detail gehenden Genauigkeit Alles beschreiben, was mit jenen Scenen und den heimgegangenen Lieben in irgend einem Zusammenhange gestanden hatte. — Aus diesem Tuskulum pflegte Fählmann nach allen Richtungen Exkursionen zu machen, um den reichen Schatz seiner Volkssagen zu ergänzen und zu erweitern. Dies waren nach Kleist's Ausdrucke seine „poetischen Bilderjagden", wobei er keine Mühe sparte. Bei solchen Gelegenheiten mischte er sich am liebsten ungekannt, bisweilen in der Verkleidung eines Hofsdomestiken, unter das Volk, wo er, mit der genuinen Sprache und den Sitten völlig vertraut, so gut die angenommene Rolle spielte, daß nicht leicht Jemand gegen ihn Verdacht schöpfte, noch weniger die gegen Fremde oder Höherstehende beobachtete Zurückhaltung zeigte. „Einmal" — erzählt er selbst — „hatten die Leute doch Unrath gewittert und ich wäre vielleicht nicht ohne Pelzwäsche davon gekommen, wenn nicht noch zur rechten Zeit die Warnung eines alten gutmüthigen Mütterleins mich auf die Socken gebracht hätte."

Beim tiefern Eindringen in die fachwissenschaftlichen Gegenstände fand Fählmann die Gränzen derselben mit jedem Tage erweitert und mußte in gleichem Verhältnisse seine Nebenbeschäftigungen einschränken. Der alte Mediciner, das „bemooste Haus", vom Ernst seiner Studien ergriffen, verbannte die gaukelnden Allotria aus seiner Umgebung und ließ sie später nur bei seltenen Gelegenheiten als köstliche Erholungsgenüsse wiederkommen, wenn sein Geist zu abgespannt war. Er las zwar nicht mit der Feder in der Hand und gab überhaupt auf den Besitz von Schwarz auf Weiß — nach Mephisto's Rath — nicht viel, sondern bediente sich bloß seines Gedächtnisses, als eines bequemern Excerpten-Büchleins, das er immer zur Stelle haben konnte. Das Neuerworbene mußte sogleich zum lebendigen Eigenthum werden und sein kritisch sichtender Verstand lernte frühzeitig das Gold von der Schlacke aussondern. Auf sein Urtheil konnte man sich verlassen.

Aus ökonomischer Rücksicht hatte er die Leitung des häuslichen Fleißes bei den Kindern des verstorbenen Dr. Monkewitz

übernommen, wofür er Wohnung und Tisch bekam. Da jedoch diese Stellung für seine Studien keinen Nutzen brachte, ihn vielmehr vom Arbeiten abzog, so gab er nach einiger Zeit den Mentor-Posten wieder auf, da er sich lieber frugaler behelfen, als von seiner kostbaren Zeit etwas verlieren wollte. Von nun an bewohnte er bis zum Beginn seiner praktischen Laufbahn im Hause des Ministerialen Redatz ein Kämmerlein, das auf den Namen einer Zelle die vollkommenste Berechtigung geltend machen konnte. Ein Bett, ein Tisch und zwei Stühle füllten fast ganz den innern Raum aus, Bücher und Hefte dekorirten die Wände und in einer Ecke sah man die Rudimente eines ererbten Skelets. Unerachtet dieser beschränkten Räumlichkeit traf Hr. Nocks einst eine Boston-Partie daselbst an und bildete als Zuschauer die fünfte Person der Gesellschaft. Fählmann war eben so gemüthlicher als geselliger Natur, verkehrte daher gern und häufig mit den wenigen Freunden, die gleich ihm nicht Fortuna's Günstlinge, aber trotz ihrer beschränkten Lage zufrieden, fleißig und heiteren Sinnes waren. Am fröhlichen Treiben der großen Burschenwelt nahm er selten Theil, weil ihm Zeit und Mittel dazu fehlten und er den davon unzertrennlichen Bacchanalien keinen Geschmack abgewinnen konnte. Bei den damaligen allgemeinen Freudenfesten (Burschen-Kommerschen) wie z. B. am Stiftungsfeste der Universität rc. fehlte er jedoch nie; hier hielt er es für eine Pflicht, sich nicht auszuschließen. Bei solchen Gelegenheiten war er vergnügt unter den muntern Jugendgenossen, sang sein Gaudeamus igitur aus voller Seele und durchbohrte mit Lust seinen Hut. Viel Genuß gewährte ihm die Beobachtung der verschiedenen Charaktere, wie sie sich in der Weinlaune offenbarten. Ihm entging dabei nicht leicht das Geringfügigste, und später pflegte er im vertrauten Kreise die komischen Scenen zu kopiren, worin er viel Geschick besaß. Dieses Talent übte er indessen mit aller Harmlosigkeit, wie er überhaupt gegen die Schwächen Anderer sich stets nachsichtig bewies, und bei eingetretenen Mißhelligkeiten gern zuerst die Hand zur Versöhnung darbot. In ernstliche Konflikte mit seinen Kommilitonen sah man ihn niemals verwickelt, und die Kampfseite der Studentenwelt war gerade diejenige, welche ihn am wenigsten ansprach. Bei seiner großen Anspruchslosigkeit war er nicht fähig eine Renommisterei auszuüben, denn Eigenliebe und Eitelkeit waren ihm fremd und sein wahrhaft frommes Gemüth sträubte sich

dagegen, eine Burschikosität zur Schau zu tragen, die keinen Anklang in seinem Innern fand. In die Kirche ging er nur um die Predigt zu hören, und versteckte sich am liebsten in einen Winkel oder hinter einen Pfeiler, wo ihn nicht leicht Jemand erblicken konnte. Den damaligen Oberpastor, nachmaligen Professor der praktischen Theologie, Lenz, hörte er besonders gern von der Kanzel.

Wie er schon als Knabe im Ringen und manchen andern auf eigene Hand ausgeführten gymnastischen Versuchen seine Kräfte fleißig geübt hatte, suchte er dieselben auch als Jüngling durch Handhabung des Rappiers in Thätigkeit zu erhalten, damit neben der Pflege des Geistes der Körper nicht verkümmere. In Ermangelung geregelter gymnastischer Turnübungen — die damals überhaupt selten waren — pflegte er derartige Kunststücke aus freiem Antriebe zum eigenen Vergnügen auszuüben, indem er mit steifem Arm schwere Lasten aufhob, oder mit seinen von Natur sehr gelenkigen Beinen mancherlei Kuriosa producirte, die ein Anderer ihm so leicht nicht nachmachen konnte. Durch solche Turnübungen eines Naturalisten hatte er eine große Muskelkraft, namentlich in den obern Extremitäten, erlangt. Diese bei seiner Gestalt kaum zu vermuthende Körperkraft Andern zur Ueberraschung auszuüben, schien ihm sowohl im Studentenleben wie selbst noch in spätern Jahren viel Spaß zu machen, wie manche komische Auftritte beweisen. So hatte er — um nur Eins hier anzuführen — einst einen Bramarbas von Grobschmied, der eben viel Aufhebens von seiner „gewaltigen Force" und seinem körperlichen Uebergewicht gegen einen Federfuchser gemacht hatte, beim Abschiede durch einen freundlichen Handdruck so außer Fassung gebracht, daß der Amboshеld laut aufbrüllte vor Schmerz. Wichtigere Dienste leistete ihm die große Muskelkraft in den Händen in vielen chirurgischen Fällen, wo er bisweilen ohne Assistenten und künstliche Vorrichtungen ein verrenktes oder verstauchtes Glied durch einen einzigen Ruck oder kräftigen Fingerdruck in die normale Lage zurückbrachte.

Trotz dieser Muskelkraft und einer zur Ertragung mannigfacher Strapazen gestählten Seele konnte er als Fußgänger keine Virtuosität erlangen, was vielleicht von seinem vielen Sitzen herrühren mochte. Bei einer in Gesellschaft zweier Theologen nach Estland unternommenen Fußreise war er nicht im Stande mit seinen Kameraden gleichen Schritt zu halten, son-

dern der theologischen Fakultät Repräsentanten waren immer ein gut Stück vor dem Mediciner voraus. Auf dieser Reise überflügelten ihn besagte Theologen nicht nur durch ihre Marschfertigkeit, sondern Einer von ihnen wollte auch aus einigen auf der Reise hingeworfenen Aeußerungen Desselben die Ueberzeugung gewonnen haben: Fählmann besitze kein besonderes Judicium! — Dieses vorschnelle, ungerechte Urtheil ward insofern ein böses Omen für ihn, als er auch in seinen letzten Lebensjahren bei den Theologen keine Gerechtigkeit finden konnte.

Allein der damalige ausgezeichnete und hochverdiente klinische Lehrer, ein Glanzpunkt der Dorpater Hochschule, Johann Friedrich Erdmann, scheint von Fählmann's Geist, Fähigkeiten und Wissen anderer Ansicht gewesen zu sein, da er dem Jüngling frühzeitig ein Prognostikon stellte, das sich später in jeder Beziehung vollkommen richtig bewährte. Der selige Erdmann besäß darin einen großen Takt, daß er aus der Zahl seiner Zuhörer schnell und sicher die hervorragendsten Persönlichkeiten herausfand, und diese Aufgabe lösete er auch in Hinsicht auf unsern Fählmann, obgleich dessen verschlossener Charakter Dieselbe erschwerte. Er besaß eben so wenig die Gabe sich vorzudrängen, als durch Parasiten-Künste die Gewogenheit seiner Lehrer zu erschleichen. Erdmann hatte indessen bald den unter unscheinbarer Hülle verborgenen Kern in ihm erkannt und es dauerte nicht lange, so war das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler ein so inniges geworden, daß sich zwischen ihnen Freundschaftsbande knüpften — die bis zum Lebens-Abende unerschüttert festhielten. Erdmann's Geist und vielseitige Gelehrsamkeit erfüllten Fählmann zunächst mit Hochachtung und Bewunderung, erregten aber auch zugleich den Trieb in ihm: mit aller geistigen Anstrengung den Schatz seiner bisherigen Kenntnisse zu erweitern, um der erworbenen Gunst des Lehrers würdiger zu werden. „Bei Erdmann's klinischem Unterrichte — äußerte einst Fählmann — entdeckte ich mit Schrecken die großen Lücken in meinem Wissen, und arbeitete nunmehr Tag und Nacht fort, um das Fehlende einzuholen.“ — Dieser Umstand war es auch, nicht der unvermuthete Obduktions-Befund, wie Herr Pastor Hollmann angiebt, der Fählmann von dem damals gefaßten Vorsatz, sich der Gradualprüfung zu unterwerfen, wieder abbrachte. Er wollte nicht nur seinen Examinatoren genü-

gen, sondern auch durch wissenschaftliche Tüchtigkeit unter den Kunstgenossen eine ehrenvolle selbstständige Stellung erringen. Ihm waren die vielen Helden nicht unbekannt, welche nach einem vierjährigen Kursus zum Examen und auch wohl bis nach Berlin gekommen waren, aber unerachtet dieses Doppelfluges keine gar zu glänzende Rolle am Krankenbette nachmals spielten.

Mit welchem glänzenden Erfolge Fählmann seinen Vorsatz ausführte, Das wissen seine Freunde sowohl, wie die unparteiischen Berufsgenossen im In- und Auslande, und manche von ihnen, denen des Lebenden Glücksstern eine Zeitlang die Augen verblendete, werden jetzt dem von seinem mühevollen Tagewerke Ausruhenden die verdiente Gerechtigkeit nicht versagen.

Nächst Erdmann war es der damalige Lehrer der Geburtshilfe und Frauenkrankheiten, Professor Deutsch, an welchem der Student Fählmann einen warmen Gönner und Freund gewann und mit dem er auch nach vollendeten Studienjahren stets in gutem Vernehmen blieb.

Die geringen bisher von Hause zugeflossenen Mittel versiegten bald gänzlich; nichtsdestoweniger blieb er beharrlich bei dem Entschlusse, sein Examen auf ganz unbestimmte Frist aufzuschieben. Doch wo die Noth am größten, da ist in der Regel unerwartete Hilfe am nächsten. So fügte sich's auch hier zu Fählmann's Glücke. Der alte redliche Nedatz, obwohl selbst unbemittelt, bewilligte seinem stillen, ihm mancher Eigenschaften wegen theuer gewordenen Miethsmanne das Erkerstübchen nebst frugaler Kost auf Schuld, die Dieser nach vollendeten Studienjahren ihm allmählig abtragen sollte. Jetzt fühlte sich Fählmann frei, aus aller Noth und ökonomischen Sorge gerissen, und konnte mit frischem Muth seinen Studien obliegen. Er fing nun an, vorzüglich ältere medicinische Autoren zu lesen, um die unter „sieben Siegeln" verwahrte Vergangenheit zu durchforschen und das Fundamental-Gebäude des medicinischen Wissens aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Vermöge seines scharfen und sichtenden Verstandes gelang es ihm bald, aus dem oft weitschweifigen theoretischen Wust und der gelehrtthuenden scholastischen Windmacherei das für praktisches Wissen Brauchbare herauszulesen. Auf Hypothesen setzte er keinen Werth, nur was sich auf dem Wege der Erfahrung, d. h. am Krankenbette, stichhaltig erwiesen, wurde von ihm für Wahrheit erkannt, und

Diese oft erst durch eigene Versuche erhärtet. Er lernte immer deutlicher erkennen, wie unzähligemal vom schimmernden Glanze des marktschreierischen Neuen überstrahlt das alte Bewährte zurückgedrängt worden, aber mit der Lebenskraft eines ewigen Juden versehen immer wieder von Zeit zu Zeit aufgetaucht war, weil die Wahrheit unvergänglich ist. Dadurch erlangte Fählmann neben einem tüchtigen Wissen frühzeitig ein selbstständiges Urtheil über die Vergangenheit und konnte zugleich in einer Zeit, wo Andere ihr Credo noch auf Kompendien oder des Meisters Worte bauen, von selbst gemachten Erfahrungen sprechen. Sein unermüdliches Streben ging darauf hinaus, ohne Hilfe fremder Krücken gleich auf eigenen Füßen gehen zu lernen; sein Ideal war eine rationelle Hippokratische Empirie, welche vorsichtig lavirend zwei gefährliche Klippen vermeidet: auf der einen Seite die hohle Phraseologie der idealistischen Theoretiker, auf der andern den krassen Materialismus der vulgären Empiriker.

Die durch Schelling und dessen Schüler vertretene Naturphilosophie, die zu jener Zeit an der Tagesordnung war, und die reißenden Fortschritte in den Naturwissenschaften schärften auch den Blick unseres jungen Beobachters am Krankenbette. Die Medicin als eine reine Erfahrungswissenschaft war in den letzten Jahrzehenten eine ganz andere geworden; daher wurde von Fählmann neben den Studien des Alten auch die Gegenwart stets im Auge behalten.

Durch Erdmann's Freundschaft und unbegränztes Vertrauen ausgezeichnet, der ihn als seinen Gehilfen auch außerhalb des Klinikums vielfach beschäftigte, erlangte Fählmann bereits in seinen Studentenjahren einen bedeutenden Ruf. Als im Frühling 1823. Erdmann einer für ihn ehrenvollen Vokation als Königlicher Leibarzt nach Dresden folgend Dorpat verließ, übertrug er nicht nur den größten Theil der bis dahin von ihm behandelten Kranken seinem Schüler Fählmann, sondern empfahl auch Diesen bei der medicinischen Fakultät auf's nachdrücklichste zu seinem Nachfolger. Da konnte es denn nicht fehlen, daß ganz Dorpat auf den anspruchslosen, in seinem Aeußern keinen „offenen Empfehlungsbrief" tragenden jungen Mann aufmerksam wurde und in ihm eine außergewöhnliche Erscheinung erblickte.

Um dieselbe Zeit, wo gerade Aller Blicke auf ihn gerichtet waren, traf ihn ein schmerzlicher Seelenkummer. Ein durch zarte

Bande an ihn gefesseltes weibliches Wesen, das fast unter seinen Augen aufgeblüht und von ihm mit aller Gluth des jugendlichen Herzens treu und innig geliebt worden war, sank der floriden Schwindsucht zum Opfer in die frühe Gruft. In das Grab seiner Geliebten war seines künftigen Glückes schönster Traum mit hinabgesunken. Tief erschüttert von diesem herben Schicksalsschlage vergingen ihm Wochen und Monde in stiller Trauer, bevor er sich wieder fassen und erheben konnte. — Wohl mögen in seiner schwer errungenen späteren Resignation Schiller's Worte:

»Was ich mir ferner auch erstreben mag, —
Die Blume ist hinweg aus meinem Leben,
Und kalt und farblos seh' ich's vor mir liegen« —

oft und bedeutungsvoll nachgeklungen haben! Das Andenken dieser Frühlingsneigung blieb ihm unvergeßlich. Alljährlich am Geburtstage der Geliebten mußte ihm der Gärtner einen reichen Blumenstrauß bringen, mit dem er zum Kirchhof fuhr, um ihr stilles Bettchen zu schmücken und ihrem Andenken einige Wehmuthsthränen zu opfern. Nachdem er einst von der Neugier seines alten Kutschers dabei überrascht worden war, fuhr er später immer nur mit einer gemietheten Fuhrmanns-Equipage nach dem Gottesacker *).

In den Jahren 1824., 25. und 26. bestritt Fählmann einen großen Theil der Stadtarmen-Praxis in Dorpat, die von ihm mit ebensoviel Ausdauer als Glück und Geschick ausgeübt wurde. Seine Freunde konnten es nicht begreifen, warum er so lange mit dem Examen und der Promotion zögere; sie bestürmten ihn von allen Seiten mit Bitten und Vorstellungen: er solle doch einmal seine Vorbereitungsstudien abschließen und als praktischer Arzt auftreten. Als ihn einst auch Fräulein Helene von Baykull sehr dringend mit solchen Vorstellungen anging und scherzend hinzufügte, sie werde vor Sehnsucht fast verzehrt und könne den Augenblick nicht erwarten, ihn mit dem Doktor-Hut geschmückt zu sehen, antwortete Fählmann sehr ernst: „Wünschen Sie Das

*) Schöner und zarter als unsere Feder solches schildern könnte, hat Fählmann in seinem Piibo-jut in wohlgelungenen Estnischen Versen das Andenken seiner ersten Liebe gefeiert. Siehe den Anhang im Dörptestnischen Kalender, Jahrgang 1846.

noch nicht, mein Fräulein! Ich möchte, wenn ich könnte, noch zweimal so viel Jahre auf diesem weiten Wissensfelde verweilen und lernen und sammeln, und müßte am Ende doch beschämt gestehen, meine Ernte sei nur eine sehr kärgliche gewesen."

Fählmann's Uneigennützigkeit war groß; unerachtet seiner sehr dürftigen Lage wies er jede aus der Armenpraxis ihm gebotene Gabe zurück, und nahm nur dort eine Belohnung an, wo er Dessen vollkommen gewiß war, daß die Geber dadurch nicht selbst in Verlegenheit geriethen. Diese Maxime sah man ihn auch später als ausübenden Arzt überall befolgen.

Gegen Ende des Jahres 1825. fing er an in seinen kärglichen Mußestunden zur Erholung Estnisch zu treiben, was er ein vortreffliches Mittel wider die Hypochondrie nannte und oft scherzend auch Andern empfahl. Die nächste Veranlassung dazu boten des verdienstvollen verstorbenen Propsts Masing Volksschriften, worin zum erstenmal von der genuinen Volkssprache etwas auftauchte, nachdem die Jahrhundertlange Barbarei der Schriftsprache schon theilweise angefangen hatte, die reine Mundart bei den Nationalen selbst zu verdrängen. Früher soll Fählmann, wie Rocks erzählt, nur so viel sich mit dem Estnischen abgegeben haben, daß er dann und wann in einem Estnischen Distichon sein Glück versuchte. Diese Liebhaberei zum Estnischen wurde auch zum Anknüpfungspunkte der Bekanntschaft zwischen ihm und dem Schreiber dieser Zeilen, dessen Volksliedersammlung Fählmann's Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte.

Nachdem Fählmann endlich die akademische Prüfung glänzend überstanden und gegen Ende des Jahres 1827. zum Dr. medicinae nach Vertheidigung seiner Dissertation „Observationes inflammationum occultiorum" kreirt worden war, begann er sogleich seine praktische Laufbahn in Dorpat, oder richtiger gesagt — setzte Dieselbe unter veränderter Firma fort. Wohl selten mag ein junger Arzt beim Beginn seiner Praxis eines so zahlreichen Zuspruchs sich erfreuen, wie er ihm zu Theil wurde. Es dauerte nicht lange, so waren vom Morgen bis zum Abend auf den Receptur-Tischen der Apotheken seine Recepte perpetuell zu finden; die Hilfsbedürftigen konnten des vielbeschäftigten Helfers Spur oft nicht anders verfolgen, als durch Nachfragen in der Apotheke, aus welchem Stadttheile die letzten Recepte eingelaufen waren.

Trotz dieser starken Beschäftigung fielen Anfangs die pekuniären Früchte nur spärlich aus. Als aber Fählmann's Praxis allmählig eine einträglichere wurde und als auch die begüterteren Einwohner Dorpat's sich häufig an seine ärztliche Hilfe wendeten, da blieben Unannehmlichkeiten nicht aus, welche einen weniger ruhigen und anspruchslosen Mann leicht hätten in eine sehr gereizte Stimmung versetzen können. Manche schmerzliche Stunde mögen ihm dergleichen unangenehme Erfahrungen wohl bereitet haben; allein wie würdig er darüber dachte, Das beweiset ein Brief, welchen er später an einen in ähnliche Lage gerathenen Freund schrieb, um Diesem durch Das zu nützen, was er selbst im schweren Kampfe des Lebens an Besonnenheit und richtiger Auffassung der menschlichen Verhältnisse gewonnen hatte. Es heißt in diesem Briefe: „Kollegialische Fatalitäten habe ich in früheren Jahren vielfach zu tragen gehabt. Das beste Mittel, sie zu überwinden, ist strenge Rechtlichkeit, und die nächste Folge davon — die Achtung und Anerkennung des Publikums. — Das Publikum und die Wahrheit sind verschiedene Instanzen; der Eine wendet sich an Diese, der Andere an Jenes, aber Der hat immer das bessere Theil erwählt, der sich an die Wahrheit hält. Hüte dich vor einem öffentlichen Streite; man darf ja nicht glauben, daß die öffentlichen Gerichte uns Genugthuung geben können, — nur in unserm Gewissen können wir sie haben. Ich bin einmal zu einem Prozeß verleitet worden und habe es nachmals bitter bereut. Wenn die Klugen sich raufen, pfeifen die Narren dazu und die Straßenjungen schmeißen mit Koth dazwischen." — In der Achtung des Publikums hatten ihm dergleichen Anfechtungen, wie die in seinem Briefe angedeuteten, keinen Abbruch thun können, sondern er blieb nach wie vor der Liebling Desselben.

Da er den ganzen Tag über mit der Praxis beschäftigt war, so blieben ihm nur die Nächte zum Studium, daher er seiner alten Gewohnheit gemäß das Nachtwachen fortsetzte und selten vor 3 Uhr Morgens sein Bett suchte. Daß bei einer solchen Geist und Körper erschöpfenden Lebensweise die Gesundheit mußte untergraben werden, war ganz natürlich. Im Jahre 1830 hatte ein durch Erkältung hervorgerufener, anfänglich unbeachtet gebliebener Husten einen so bedenklichen Grad erreicht, daß ein schleichendes Zehrfieber sich entwickelte, welches seinen Berufsgenossen und Freunden ernstliche Besorgniß machte. Fählmann selbst verkannte

die Gefahr nicht, sobald er das Fieber für ein hektisches erkannt hatte. Durch entschlossene Anwendung des Glüheisens, das er eigenhändig auf seine Brust applicirte, wandte er glücklicher Weise die augenblickliche Gefahr ab, und als nach einem dreimonatlichen Sommeraufenthalt auf dem Lande seine Kräfte dermaßen gestärkt worden waren, daß er scheinbar ganz gesund wiederkehrte, hofften seine ärztlichen Freunde hocherfreut in ihrer gestellten Prognose sich getäuscht zu sehen. Wem konnte wohl damals der Gedanke beifallen, daß die von der Mutter geerbte Schwindsucht ihre Keime zur langsamen Fortentwickelung ausgestreut hatte*)! Fählmann's Selbsttäuschung läßt sich aus der Natur des Uebels vollkommen rechtfertigen, welches bekanntlich seine Opfer bis zum Grabesrande mit Lebenshoffnungen umgaukelt.

Schon im folgenden Winter stellten sich abermals leichte Brustbeschwerden mit Blutspeien ein, denen ein hartnäckiger Husten folgte, ohne das vorige Fieber. Von nun an pflegten alljährlich und zwar zu ziemlich regelmäßiger Zeit die erwähnten Beschwerden bald schwächer, bald stärker wiederzukehren, wie wir weiterhin aus seinen Briefen nachweisen werden.

Unterdeß war die Ernte der pekuniären Früchte seiner Praxis eine reichere und glänzendere geworden, aber sie mußte in den ersten Jahren starke Subtraktionen erfahren. Fählmann's erste Sorge war, den alten Nebatz und andere Gläubiger aus seinen Studentenjahren zu befriedigen. Ersterer hatte durch seine Wohlthat ein Kapital bei Fählmann niedergelegt, das nach völliger Tilgung mit allen möglichen Zins- und Zinseszinsberechnungen niemals aufhörte Renten zu tragen. Auf der Doktor-Promotion mußte der bescheidene Mann seinen Ehrensitz als Gast einnehmen, wo ihn Fählmann beim nachfolgenden kleinen Schmause in Aller Gegenwart umarmte und uns Anwesenden als den Begründer seines Glücks vorstellte. In dem Verhältnisse, wie Fählmann's Glücksumstände sich vermehrten, suchte er auch seinen thätigen Dank gegen Nebatz zu vergrößern und hat die Wittwe des braven Alten noch in seinem letzten Willen

*) Auch zwei seiner Brüder sind, der Eine vor ihm, der Andere nur wenige Tage nach seinem Tode an derselben Krankheit gestorben.

bedacht. Nächst Regulirung dieser in Dorpat gemachten Schulden hatte Fählmann noch andere Pflichten zu erfüllen, die ihm nicht minder heilig erschienen. Er mußte der Versorger seiner dürftigen Familie werden und namentlich eine Stiefgroßmutter, eine Stiefmutter und mehrere Stiefgeschwister unterhalten. Für Diese wurde in Wesenberg eine besondere Wohnung gemiethet und Freund Rocks mit hinreichenden Summen versehen, damit er den Seckelmeister mache und die Familie auf's anständigste mit allem Nöthigen versorge. Für seinen frühesten Gönner und ersten Lehrer, den in seinen Vermögensumständen ziemlich reducirten Assessor von Paykull, wurde eine bestimmte jährliche Pension ausgesetzt und nach Dessen erfolgtem Tode die Hälfte der Summe für die Hinterbliebenen bestimmt, welche Zahlung bis zu Fählmann's Tode regelmäßig geleistet wurde. Diese Thatsachen sind uns durch Rocks bekannt geworden; aber sie stehen kaum im Verhältnisse mit den Unterstützungen, die alljährlich anderweitig zum Besten Nothleidender verabreicht wurden, und wobei der Verewigte nie die Linke wissen ließ, was die Rechte that, dadurch von unsern modernen Wohlthätern, die ohne Gakeln nirgend ein Ei legen können, sich vortheilhaft auszeichnend.

Die Bedürfnisse für seine eigene Person waren sehr gering. Er blieb bei seiner frugalen Lebensweise, nicht etwa aus Geiz, der seinem herrlichen Charakter völlig fremd war, sondern vielmehr aus Jahrelanger früherer Gewohnheit. Demgemäß litt er durchaus keinen Luxus auf seiner gewöhnlichen Tafel, und selbst in späterer Zeit, wo er mit irdischen Gütern reichlich gesegnet war, dabei gern und freigiebig oft die kostbarsten Leckerbissen für Andere auftischte, sahen wir ihn nur ein Stückchen Schwarzbrot mit Butter bestrichen zum Frühstück einnehmen, bevor er seine Krankenvisiten am Vormittage begann.

Im Jahre 1832. trat er mit Henriette Reidemeister in die Ehe, indem er diese durch vieljährige Bekanntschaft geprüfte Freundin sich zur Lebensgefährtin erkor. Man sagt, sie sei ihm von seiner ersten Braut empfohlen worden; wahrscheinlicher ist es, daß er die Liebe zu der Verstorbenen unwillkürlich auf deren intime Freundin übertrug. Und in der That, nachdem der im Leben nur einmal blühende Mai mit seinen romantischen Klängen so stürmisch verweht worden war, konnte er nichts Besseres thun, als mit der Zeugin seines früheren Glücks ein Bündniß schließen, das

auf Freundschaft und gegenseitige Achtung gegründet war. Nichts störte das Glück dieser Ehe, die bis an's Ende in ungetrübtem Frieden fortdauerte und in welcher ihm 4 Kinder geboren wurden, von denen zwei Söhne, Friedrich und Robert, ihn überleben; Beide noch im Knabenalter stehend und in der Vorbereitung auf einen künftigen wissenschaftlichen Lebensberuf begriffen. Mögen sie mit dem Erbe des geachteten väterlichen Namens auch die schöne Verpflichtung übernehmen, einst in gleicher Geisteskraft und Charakterstärke wie der Vater zu wirken! Nach der Vermählung wurde das bisherige stille Leben in ein etwas geräuschvolleres verwandelt, auch die Haushaltung vergrößert, zum Theil sogar modernisirt, ohne eigentlichen Luxus, der seinem schlichten Wesen immer zuwider blieb. Eben so wenig Genuß fand er an größern geselligen Kreisen in- und außerhalb des Hauses; immer fühlte er sich am behaglichsten, wenn er mit wenigen Vertrauten seine ihm so kärglich zugemessenen Mußestunden gemüthlich verplaudern konnte. Der Fählmann, den wir bisweilen in größern Gesellschaften antrafen, glich so wenig dem von seinen Freunden verehrten, daß wir es keinem Fremden verargen können, wenn er, nachdem er durch Fama's Posaune so große Dinge von ihm gehört hatte, von der zufälligen Bekanntschaft des Gefeierten etwa die Ueberzeugung nach Hause mitnahm: es müsse mit den guten Dorpatensern im Oberstübchen nicht ganz richtig sein! Ob es Blödigkeit, ob es aus anderer Quelle entsprungene Zurückhaltung war, die ihn so theilnahmlos erschienen ließ? wir wissen es nicht, aber thatsächliche Wahrheit ist es, daß ein Fremder wenig von der geistigen Fülle und Originalität Fählmann's inne werden konnte. Mit diesen reichen Schätzen hat er im vertraulichen Beisammensein nur seine Freunde beglückt, denen solche Stunden der Weihe unvergeßlich bleiben.

Im folgenden Jahre (1833) starben die beiden Stiefmütter fast zu gleicher Zeit am Nervenfieber und wurden an Einem Tage in eine gemeinschaftliche Gruft zu Wesenberg beerdigt. Fählmann blieb nach wie vor der alleinige Versorger seiner Stiefgeschwister und ließ es insbesondre bei der Erziehung seiner jüngeren Brüder an Mitteln nicht fehlen, indem er ihnen mit brüderlicher Aufopferung die schwere Prüfungsschule ersparen wollte, durch welche er selbst gegangen aber freilich auch eben im Kampfe mit äußerlicher Noth an Geist und Charakter gekräftigt worden war; ein Segen, der auf bequemeren und geebneteren Pfaden nur zu leicht verloren geht.

In einem vom Februar 1834. datirten Brief sagt Fählmann: „Mein Gesundheitszustand ist seit einigen Jahren um diese Jahreszeit sehr schlecht; ich glaube eine rheumatische Pleuritis hat sich fixirt. Die Lunge selbst ist gesund, aber ich fürchte, daß sich Kallositäten und Infrustationen in der Pleura gebildet haben, indessen ist mir der ganze Zustand etwas dunkel. Der alte Erdmann untersuchte neulich meine Brust mit dem Lännecschen Rohr, wollte aber mit der Sprache nicht recht heraus."

Fählmann's Freunde drangen darauf und die Dörptsche medicinische Fakultät ließ es auch nicht an leisen und lautern Erinnerungen fehlen: er solle doch etwas schreiben und durch den Druck veröffentlichen, um einen medicinischen Lehrstuhl einzunehmen. Jede neueingetretene Vakanz rief die alten Wünsche wieder wach, ja man wollte selbst die Formalitäten mit der Druckschrift aufgeben, er könne Dieselbe später nachliefern; doch Fählmann konnte sich nicht dazu entschließen. Er war in seiner ungebundenen Stellung als freipraktieirender Arzt zufrieden und glücklich, und mochte diesen Beruf mit keinem andern vertauschen.

Ein Jahr später, am 22. Februar, äußerte er über seinen Zustand: „Klar ist mir mein Zustand noch immer nicht. Auf jeden Fall scheint etwas Lokales zum Grunde zu liegen. Sollte auch eine intermittens gegenwärtig mit im Spiel sein, so ist sie nicht unabhängig von Lokalstörungen. Zu Anfange nahm ich die febrilen Erscheinungen für eine intermittens, aber Mittel, die sonst dagegen helfen, — schadeten. Eine Empfindlichkeit der Leber trat auf. Der ziemlich regelmäßig wechselnde Gang des Fiebers könnte auch jetzt noch eine solche Vermuthung auffommen lassen, aber er ist doch nicht regelmäßig genug. Liegt dem Ganzen eine chronische Entzündung oder ein Reizungszustand der Leber zu Grunde? — Suche als unparteiischer Richter die Symptome schärfer in's Auge zu fassen, vielleicht deuten sie auf eine bestimmte Form hin. Die richtige Beurtheilung des eigenen Zustandes fällt einem schwer. Ammon. muriatic. mit leicht auflösenden Extrakten thun mir immer am besten."

Seine Praxis war von Jahr zu Jahr gestiegen und schien jetzt ihren Kulminationspunkt erreicht zu haben. Er mußte von 9 Uhr Morgens bis 5 und 6 Nachmittags ununterbrochen Krankenvisiten machen, und wenn er zum Mittagsessen nach Hause zurückkehrte, hatte er nicht allemal so viel Zeit, die Mahlzeit zu been-

digen, weil — da man ihn zu dieser Stunde treffen konnte — neue Bittsteller im Vorzimmer sich sammelten und Boten vom Lande auf Briefe warteten. Am Abend wurden noch in der Regel einzelne schwere Kranke zum zweitenmal besucht, und an nächtlichen Störungen fehlte es selten. Wie er bei dieser Beschäftigung noch Zeit zum Lesen der neuesten Tageserscheinungen in der medicinischen Literatur, ja bisweilen selbst zu kleinen Nebenbeschäftigungen gewinnen konnte, läßt sich nur daraus erklären, daß er seinem Körper die Nachtruhe entzog und während Andere schliefen sich mit ernsten Studien beschäftigte. Offenbar mußte aber eine solche Lebensweise den Körper allmählig aufreiben.

Wie nachstehende vom 28. Mai 1837. datirte Zeilen besagen, war er im Frühling längere Zeit hindurch wiederum leidend gewesen: „Im Februar wurde ich wieder von einer pleuritischen Affektion der rechten Brusthälfte ergriffen. Ein leicht antiphlogistischer Apparat beseitigte das Uebel schnell, aber nun kamen Schmerzen, dem heftigen Rheumatismus gleich, an verschiedenen Stellen der Brust und den oberen Extremitäten zum Vorschein, bisweilen gegen Abend auch etwas Fieber. Als die Schmerzen aufhörten, trat heftiger Husten ein, doch ohne Beengung des Athmens. — Ich komme wieder auf meine alte Meinung zurück: mit der Pleura ist es nicht richtig, es müssen sich Pseudomembranen gebildet haben. Viel hoffte ich von der guten Jahreszeit und die ersten schönen Frühlingstage im April brachten auch bedeutenden Nutzen; aber nun wurde es wieder unfreundlich und der Husten verschlimmerte sich auffallend. Jetzt ist die Luft endlich leidlicher geworden, aber ich fühle mich so angegriffen, daß ich Lichen Islandic. zur Restauration der Kräfte trinke.“ — Fast um dieselbe Zeit schrieb Professor Hueck: „Unser lieber Fählmann macht uns ernstliche Besorgnisse; er sieht wie ein Schattenbild aus und ist gewiß mehr leidend als viele von Denen, die er täglich besucht. Im März waren abendliche Fiebersymptome da, die etwas Hecktisches befürchten ließen. Bereden Sie ihn doch zu einer kleinen Erholungsreise, wenn auch nur auf vier Wochen: Die würde ihn gewiß am besten stärken!“ Fählmann wollte aber von einer solchen Reise nichts wissen und blieb unerbittlich gegen unsere Vorstellungen und Bitten. Die Sommermonate sind die einzigen, versicherte er, wo ich etwas mehr Muße zu ernsten wissenschaftlichen Beschäftigungen gewinne, daher darf ich die Zeit nicht leichtsinnig auf einer

Reise vertrödeln. Jeder hat sein bestimmtes Pensum zu tragen, damit muß er sich fortschleppen."

Im Oktober desselben Jahres erhielt er eine Aufforderung nach Kasan, zur ordentlichen Professur für die Geschichte der Medicin, gerichtliche Arzneikunde und medicinische Polizei; aber auch diesen Ruf lehnte er ab und schien fast entschlossen zu sein, seine damalige Stellung gegen keine andere zu vertauschen.

In dem Zustandekommen der gelehrten Estnischen Gesellschaft im folgenden Jahre sah er einen von seinen lange gehegten Lieblingswünschen in Erfüllung gehen. Er hatte die Idee Jahrelang genährt, wie aus folgenden Andeutungen ersichtlich. „Es thut mir leid — schreibt er im Sommer 1833. an Kr. — daß Du Deine hübsche Liedersammlung unfruchtbar liegen lässest. Ganz abgesehen vom poetischen Standpunkte bieten uns die Lieder einen wichtigen Sprachschatz dar, und die Estnische Sprache liegt sehr im Argen. In letzterer Zeit habe ich viel darüber nachgedacht, wie's wohl am schicklichsten einzurichten wäre, Volkssagen und Lieder, soweit sie noch erreichbar, vom gänzlichen Untergange zu retten. Wenn Rosenplänter's Beiträge, besser redigirt, neuen Aufschwung erhielten, könnte man dieses Organ benutzen. Doch müßte man sich zu diesem Zwecke gemeinschaftlich die Hand bieten. Wie wäre es, wenn Du vorläufig eine Handvoll Lieder mit angefügter metrischer Uebersetzung veröffentlichtest? — Ich trage längst eine Lieblingsidee mit mir herum, aber sie will sich noch nicht gestalten. Ein andermal mehr davon; sub finem coctionis adde das Deinige freundlichst hinzu." — Am Schlusse desselben Jahres schreibt er: „Von K a l e w i p o e g habe ich noch nichts zu Papier bringen können, wohl aber eine kl. Abhandlung über die Eigenthümlichkeiten der Dichtersprache in Estnischen Liedern a n g e f a n g e n. Meine Ansicht über Estnische Orthographie stimmt nicht ganz mit der Masingschen überein, sie ist noch eine w e r d e n d e." Etwa drei Jahre später, im August 1836., heißt es in einem Briefe: „Hueck zeigt ein lebhaftes Interesse für die Estnische Angelegenheit; auch sind hier andere Leute, die alle viel guten Willen haben. Was sagen die Leute der T h a t? Nur kein Nasenrümpfen vor der Zeit!" —

Endlich meldet er seinem Freunde vom 30. März 1838: „die Estnische Gesellschaft ist b e g r ü n d e t und b e s t ä t i g t, nur soll sie einen Präsidenten wählen und unter Autorität der Dörptschen Uni-

versität stehen. Lasset uns fleißig schaffen! An Willen fehlt es mir nicht, aber wo die Zeit hernehmen? Wenn Jeder nur ein Bischen beiträgt, am Jahresschlusse kanns doch zu Etwas werden!"

Nach Fählmann's Ansichten war der Zweck der gel. Estnischen Gesellschaft ein doppelter: die wenigen historischen Erinnerungen des Volkes in Liedern und Sagen zu sammeln und vor dem Untergange zu sichern, und andererseits durch Herausgabe belehrender Volksschriften auf die intellektuelle Ausbildung der Nationalen zu wirken. Daß in letzterer Beziehung nicht so viel geschehen ist, als Fählmann und mancher andere Freund unserer Esten wünschte und hoffte, ist allerdings wahr, kann aber Niemandem zur Last gelegt werden, da sich weder die Produktivität in Erzeugnissen des Geistes erzwingen läßt, noch die Organisation der Estnischen Gesellschaft zu bestimmten Forderungen dieser Art an die Mitglieder berechtigt, und ist auch bisher von keiner dringenden Nothwendigkeit geboten gewesen, da die Schulbehörden und Prediger stets beflissen sind, den Jugendunterricht in den Bauergemeinden mit den Anforderungen der Zeit im Einklange zu erhalten.

Was den reichen Sagenschatz der Esten anbetrifft, über welchen Fählmann zu gebieten hatte, so hat er selbst Einiges daraus bruchstücklich veröffentlicht und auch von der Kalewi-Sage einige Grundzüge flüchtig entworfen; indessen ist der größte Theil der Letzteren mit ihm untergegangen. Da er bis zum Lebensabend die Hoffnung nicht aufgab, es müsse ihm gelingen bei einer Wanderung durch Estland die fehlenden Zwischenglieder in der Kalewi-Sage zu ergänzen, so wollte er nicht früher das dem Gedächtniß Anvertraute zu Papier bringen, als bis er im Stande sein würde, das Ganze vollständig zu liefern. Im Stillen nährte er noch einen anderen Wunsch. Er wollte nämlich nur noch zwei bis drei Jahre als praktischer Arzt wirken, dann die medicinische Laufbahn aufgeben und den Rest seiner Tage sprachlichen Studien und der Aufzeichnung der Sagen widmen.

Wie lebhaft bisweilen seine Sehnsucht nach Erholung und Zerstreuung angefacht worden sein muß, spricht sich in folgender Briefstelle aus: „Dorpat ist allgemach leer geworden und alte liebe Erinnerungen tauchen wieder auf. Schöne Ungebundenheit — man lernt dich kennen, wenn man gebunden ist! Mir geht's

wie den Störchen und Schwänen, denen man die Flügel gebrochen. Du hast gesehen, wie ein solcher armer Kerl Ohr und Auge nach den jubelnd vorüberziehenden Schaaren erhebt, seine Flügel schüttelt — aber ach! sie wieder senkt und einen Gruß den Scheidenden zuruft. Ich kenne die in unserer Zeit kultivirte Thiersprache nicht, sonst könnte ich Dir sagen, was ich den jubelnden Davonzüglern nachrufe."

Die Jahre 1839., 40. und 41. gingen in gewohnter Thätigkeit vorüber. Fählmann's Gesundheitszustand war selbst während des Winters besser gewesen, als vorher, daher hatte er mit unermüdlichem Eifer fortgearbeitet, theils in seiner Fachwissenschaft, theils in der Estnischen Sprache, für welche Letztere er durch des verstorbenen Seminarinspektors Jürgenson Studien von neuem lebhaft angeregt worden war. Er wollte Vorarbeiten und Material für eine neue Estnische Grammatik liefern, da die Hupelsche Sprachlehre den gegenwärtigen Anforderungen nicht mehr genügte. Inmitten dieser Beschäftigung versetzte ihm Jürgenson's früher Tod einen sehr empfindlichen Schlag; in ihm verlor Fählmann seinen eifrigsten Mitarbeiter auf dem Felde der Estnischen Literatur.

Lange Zeit beschäftigte ihn die Idee, ein ausführliches Estnisches Hebammenbuch zu schreiben; da er aber bald einsah, wie ein solches Werk allein ohne gleichzeitige Hebammenschulen wenig leisten würde, gab er endlich den Plan wieder auf. „Was kann ein gutes Buch nützen" — schreibt er — „solange man die einfältigsten und hinfälligsten und dümmsten und abergläubischsten Strunzen noch immer für gut genug hält, um Hebammendienste zu leisten!"

Als nach Jürgenson's Ableben das erledigte Lektor-Amt im Jahre 1842. Fählmann übertragen wurde, schrieb er in seiner bekannten launigen Manier: „Wenn die Kunde über eine gewisse Lektor-Wahl zu Euch gelangen wird, so bitte ich zumvoraus, Euch zwar darüber zu verwundern, da es aber viele Wörter der Verwunderung giebt — wie Gesenius in seinem Traktat über die menschlichen Leidenschaften sehr gelehrt auseinandersetzt — so bitte ich also, Ihr möget es nicht höhnender, bemitleidender, schadenfroher oder vornehmer Art thun, welche Arten alle nach benanntem Gesenio die kränkenderen sind. Der neue Lektor hat nichts dazu gethan. Ein Kandidat wurde verworfen. Nun

fällt es einem Konseilsmitglied ein, den Fraglichen vorzuschlagen, mit dem Bemerken, er wolle schon Denselben dazu willig machen; es wird gestimmt, gewählt, die Wahlschrift mit der Aufforderung ausgefertigt — mis tehha, ei oska keelt egga kirja, pannakse waesekest unniko otsa, laulgo kudda juhhub (was beginnen, versteh weder Sprache noch Schrift, man setzt den Armen (Hahn) auf einen Haufen, singe (krähe) er wie's der Zufall fügt)."

Vierzehn Tage später schreibt er: „Ich beabsichtige ein kleines Antritts-Programm drucken zu lassen. Das Manuskript werde ich Dir bald zuschicken und werde Dich um Deinen unumwundenen Rath bitten. Sollte es nichts taugen, so ist der Titel bald geändert —; das Papier kann darnach gewählt werden." (d. 16. Jun. 1842.)

Die Uebernahme des Lektor-Amtes fand im Publikum laute Mißbilligung. Da hieß es: „Nun wird er seine Praxis vernachlässigen und sein Lieblingssteckenrößlein reiten." Auch der schlechte Witz suchte in Veranlassung dieses Umstandes einige Kinder in die Welt zu setzen; allein da Fählmann nach wie vor ein unermüdeter Helfer war und nirgend seine Pflichten vernachlässigte, so wurden die vorwitzigen Jungen bald wieder zum Schweigen gebracht. Leute mit „ledernem Gehirn und ledernem Herzen", wie der Vollendete die beschränkte Einseitigkeit zu nennen pflegte, konnten freilich keinen Begriff davon haben, was ein Mann von Fählmann's Talent, Fleiß und Beharrlichkeit zu leisten im Stande ist. Ihm war Viel gegeben und er hat mit seinem Pfunde reichlich gewuchert.

Aufgefordert von dem Konseil der Kaiserlichen Universität Dorpat fing Fählmann im 2. Semester 1843. an stellvertretend Materia medica und Receptirkunst für die zu jener Zeit erledigte Professur dieses Faches zu lesen, und setzte diese Vorlesungen bis zu Ende des Jahres 1845. fort. Seine Praxis hatte sich dabei nicht verringert, wohl aber sein geschwächter Körper unter der geistigen Anstrengung sehr gelitten, während an der Frische des Geistes keine Veränderung bemerkbar wurde. — Zu Anfange des Jahres 1843. war er zum Präsi-

denten der gel. Estnischen Gesellschaft gewählt worden und behielt diese Stellung bis zu seinem Tode bei. Durch Professor Hueck's Tod hatte die Gesellschaft abermals eine schmerzliche Einbuße erlitten, und dem neugewählten Präsidenten war durch diesen Sterbefall die weitläufige Regulirung des während Hueck's Krankheit in große Unordnung gerathenen Estnischen Büchergeschäfts zugefallen. Es war nämlich bald nach der Begründung der gel. Estnischen Gesellschaft der Vorsatz gefaßt und sofort ausgeführt worden, die wenigen Bildungsmittel dem Volke zugänglicher zu machen. Bis dahin waren außer Reval, Dorpat und Pernau nirgend Bücherniederlagen zu finden. Hueck und Jürgenson errichteten nun auch in den kleinen Städten Bücherniederlagen, und die Estnische Gesellschaft ließ auf ihre Kosten einen Katalog drucken und unentgeltlich vertheilen. Allein Hueck hatte sich dabei in zu sehr verwickelte Verbindungen eingelassen, welche die Gesellschaft ohne empfindliche Geldeinbußen in dieser Art nicht fortsetzen konnte, daher Fählmann nach mühsamer Regelung des verworrenen Geschäftes das Ganze anders gestaltete.

Der Winter 18$\frac{44}{45}$. war für Fählmann ein beschwerlicher. Sein Brustleiden war kurz vor Weihnacht mit fieberhaften Erscheinungen aufgetreten und quälte ihn bis zum Frühling. Da äußerte er sich einmal: „Ich fürchte, es ist von diesem Winter etwas nachgeblieben, was mir noch lange wird zu schaffen machen.“ Das Jahr 1845. war für Fählmann ein mühseliges und trübes in mancher Beziehung.

Gemüthlich und körperlich ergriffen begann er das folgende Jahr mit trüben Aussichten für die Zukunft. Am 21. Februar 46. schreibt er: „Die fatalen Frühlingsmonate vom Anfange des Februar bis Ende April haben immer einen so lähmenden Einfluß auf Geist und Körper, daß ich um diese Zeit $\frac{3}{4}$ todt, folglich nur $\frac{1}{4}$ lebendig bin, und dieses eine Viertel muß um diese Zeit die Last und Arbeit von zwei ganzen und thätigen Menschen tragen. Lange ist die Abspannung nicht so groß wie in diesem Frühling gewesen, Gott helfe zum Sommer!“ In einem vom 30. Mai datirten Briefe heißt es: „Der Winter hat unbarmherzig auf mich eingewirkt, meine Gesundheit ist zerrüttet. Mit Noth be-

streite ich meine Praxis und leider in fast doppelt so langer Zeit, als in gesunden Tagen; komme ich nach Hause, so ist Ruhe nothwendig; aber auch der Schlaf hat seine stärkende Kraft für mich verloren. Das kommt von der eben nicht angenehmen Einrichtung her, daß wir alle Tage älter werden."

Die milde Sommerwitterung hatte kaum angefangen des Winters nachtheiligen Einfluß zu verwischen, als ein neuer Feind — die bekannte böse Ruhr=Epidemie — vor Dorpat's Thoren erschien, wodurch die ganze ärztliche Welt, insbesondere unser Fählmann in vielfache und anstrengende Thätigkeit versetzt wurde. Da hieß es bald: „Fählmann ist der unglücklichste Arzt bei Behandlung der Ruhr; fast alle Kranke sterben ihm unter den Händen, doch sein Eigensinn erlaubt ihm nicht bessere Kurmethoden anzuwenden; er ist ein Anhänger des Alten: die großen Fortschritte, welche die Medicin in neuester Zeit gemacht, lassen ihn unberührt." Eine schwere Anklage, wenn sie wirklich eine begründete gewesen wäre. Hören wir was er selbst in einem vom 10. Septbr. 1846. datirten Briefe darüber sagt: „Die hier vielfach verbreiteten Gerüchte, welche auch bis zu Euch gedrungen sind, muß ich für böswillige und lügenhafte erklären. Ich bin nicht unglücklich in der Behandlung der Ruhr gewesen, nicht unglücklicher als alle andern Aerzte; meine Methode hat sich ganz nach den Modifikationen der Epidemie gerichtet. — Aber woher das Gerücht? Jetzt sehe ich erst den gewaltigen Umfang meiner Praxis, ich habe die Hälfte in Dorpat (die Kranken auf dem Lande gar nicht gerechnet), jeder Kranke, aber auch jeder Todte hat einen Namen, der über ganz Dorpat und wohl auch über die ganze Provinz schallt. Ich besuche täglich 110—125 Ruhrkranke in der Stadt, einige sind noch ein paar Werst aus der Stadt entfernt. Von Morgens 7 bis 1 und 2 Uhr Nachts bin ich unausgesetzt auf den Beinen, und später wird noch oft genug an meiner Thür geklingelt. Ich bin nicht unglücklicher als andere Aerzte, gewiß glücklicher in meiner Behandlung, aber Du siehst, daß es an Geschichten nicht fehlen kann, leider fehlt es nicht an Geschichtenmachern!"

Er beschrieb nachmals diese Ruhr=Epidemie in einer selbstständigen Broschüre, welche in Karow's Verlage in Dorpat 1848. erschien und in Leipzig gedruckt wurde. — Durch diese hübsche wissenschaftliche Abhandlung, worin des Verfassers praktischer Takt

und gediegene Gelehrsamkeit bekundet werden, hat er im fernen Auslande sowohl*), wie im Inlande einen ehrenwerthen Namen sich erworben.

Das Jahr 1847. ging für Fählmann ziemlich leidlich vorüber; die Angriffe seiner sprachlichen Gegner vermochten ihm die gute Laune nicht zu verwüsten, wie aus mehrfachen scherzenden Bemerkungen in seinen damaligen Briefen hervorgeht. Ueber diese wissenschaftlichen Streitigkeiten, von welchen eine den Verstorbenen nur deshalb verletzte, weil sie nicht mit der einer literärischen Fehde geziemenden Ruhe und Würde geführt wurde, enthält das zweite Heft des zweiten Bandes der Verhandlungen der gel. Estnischen Gesellschaft zu Dorpat S. 80. ff. hinlängliche Notizen.

Anfangs November wurde Fählmann plötzlich in einer Nacht auf einem Krankenbesuche vom heftigsten Schüttelfrost ergriffen, worauf ein Fieber von ganz eigenthümlichem Charakter folgte, wodurch er gegen 3 Wochen an's Bett gefesselt blieb und noch nachher das Zimmer hüten mußte. „Gott Lob!" heißt es in einem Briefe — „daß ich jetzt ruhig zu Hause bleiben kann; Sachssendahl hat die Gefälligkeit meine Praxis zu besorgen. In fieberfreien Augenblicken fühle ich noch recht viel geistige Thatkraft in mir, allein der körperliche Mensch hindert die Ausführung derselben." Diesmal erholte er sich ungewöhnlich langsam, so daß er Ende November noch nicht das Zimmer verlassen konnte. Am 27. November schreibt er: „Meine Krankheit

---

*) Die Ruhr-Epidemie in Dorpat von Dr. Fr. R. Fählmann wurde lobend recensirt in Schmidt's Jahrbüchern 1849. Heft 1, in Caspar's medicinischer Wochenschrift Febr. № 7, in Oppenheim's medicinischer Zeitschrift 1849, Februar-Heft, und in noch andern Journalen. Der Recensent in Oppenheim's med. Zeitschrift sagt: Vorliegende Schrift haben wir von Anfang bis zu Ende mit steigender Befriedigung gelesen. Sie ist, was heutzutage nicht gar häufig, das Resultat eigener Anschauung, eigener Erfahrung, und wer in einem großen Wirkungskreise so genau beobachtet und unterscheidet, so gewissenhaft die Kranken untersucht und behandelt, und aus unglücklichen Erfahrungen und Ausgängen durch Sektionen für die später Erkrankten Nutzen zu ziehen strebt, der gewinnt nicht bloß das Vertrauen seiner Patienten, sondern auch das seiner Leser. « Am Schlusse wird dem Verfasser für seine Arbeit gedankt, indem er sich in dieser guten Schrift » als tüchtiger Beobachter, als humaner Arzt, als einfacher und vorsichtiger Therapeut bewährt. «

erreicht allgemach ihr Ende, nachdem ich die Flügel schon sinken ließ. Gott Lob und Dank! Ich bin fast so weit gekommen, wie weit ein Kameel selten kommt, durch ein Nadelöhr zu gehen. Haut und Knochen! Aber Krankheitszeit, Prüfungszeit und Erkenntnißzeit. Sie soll auch für mich von Nutzen sein!" — Im December versuchte er in dringenden Fällen wieder selbst einige Krankenbesuche zu machen, zog sich dazu von neuem eine pleuritische Affektion zu, und blieb bis Ende Februar des folgenden Jahres leidend."

Im Sommer 1848. führte das Auftreten der Cholera abermals eine schwere Zeit für ihn herbei. Er war während vier Wochen fast nicht aus den Kleidern gekommen und ruhte die paar nächtlichen Erholungsstunden meist sitzend auf einem Sopha. Seine große Anstrengung lieferte ihm auch diesmal günstige Resultate. „Ich habe — schreibt er — „in der Behandlung der Cholera ungewöhnlich viel Glück gehabt, wofür ich Gott nicht genug danken kann. Aber ich schlug auch einen eigenen Weg ein, nachdem ich die Eingeweide von ein paar im Hospital verstorbenen Kranken durchwühlt und mir daraus einiges Licht für die Behandlung des Uebels verschafft hatte. Da bei dieser sehr rapide verlaufenden Krankheit die frühzeitige Hilfe eine Hauptsache ist, so machte ich allen meinen Pflegebefohlenen zur ernstlichen Pflicht, sogleich und bei den ersten Zeichen der Krankheit zu mir zu schicken — ich nähme es nicht übel, wenn ich in einer Mitternacht zehnmal umsonst gerufen würde, nähme es aber sehr übel, wenn ich am Morgen einen vernachlässigten Fall vorfände. Den Furchtsamen und Verzagten sprach ich Muth zu, trumpfte die Allzukühnen ein wenig ab und rüttelte die Sorglosen aus dem Schlummer. Deshalb bin ich überall zeitig gerufen worden und die angewandten Mittel versagten mir ihren Dienst nicht." *)

*) Nach Fählmann ist die Cholera eine durch deletere Stoffe verursachte Blutkrankheit, diese Stoffe mögen nun durch Haut- oder Athmungsorgane aufgenommen werden. Sie lokalisire sich im Rückenmark (daher die starken Rückenschmerzen, Waden- und Schenkelkrämpfe und die Kolikschmerzen noch vor den Ausleerungen) und zweitens, vielleicht sekundär, von der Affektion des Rückenmarks abhängig, in der Schleimhaut des Darmkanals.

Aber die übermäßige geistige und körperliche Anstrengung während der Cholera-Epidemie hatte den letzten Rest seiner Kräfte aufgerieben. Von nun an war er fast immer leidend. Den 18. November schreibt er: „Ich bin nun drei runde Wochen zu Hause und sehe noch kein Ende ab. Meine Krankheit ist Folge der großen Anstrengungen während der Cholera, besonders aus den letzten paar Wochen her, wo sie wieder stark auftauchte und das rauheste Wetter zur Nachtzeit herrschte. Ich schleppte mich herum, so lange es ging und blieb endlich zu Hause, als ich dem Umsinken nahe war. Es ist ein komplicirtes Ding. Rheumatische Schmerzen, starker Lungenkatarrh und nun ein verzweifeltes Fieber: keine Minute Schlaf in der Nacht, Unfähigkeit zum Denken und Gedankenjagden, die an Phantasieen gränzen, dann Halbschlaf von Morgens 7 – 8 bis zum späten Abend. Es ist um rasend zu werden — leider aber sind auch nicht einmal die Kräfte dazu vorhanden; es geht stark auf die Neige. Alles ruht, ich kann keinen vernünftigen Gedanken mehr denken, viel weniger ein einigermaaßen ernstes Buch lesen. Schreibe mir doch recht oft, wenigstens wöchentlich einmal — Du weißt ja wie lieb ich Dich habe und wie gern ich etwas von Dir lese. Mein uninteressantes Leben kann nur noch durch Gaben der Liebe erheitert werden."

Mit dem Eintritt des nächsten Frühlings trat wieder eine etwas bessere Periode ein und belebte die Hoffnungen des Kranken; er meinte im April, wenn der Sommer günstiges Wetter bringe, hoffe er sich noch einmal „gründlich auszuflicken." Ende Mai heißt es: „Mein jämmerlicher Katarrh will mich nicht verlassen, er quält mich bald mit, bald ohne Fieber — er reibt die Kräfte auf. Mein Haar aber hat keine Zeit grau zu werden, es fällt früher aus."

Im folgenden Monat war er gezwungen die Praxis aufzugeben und auf's Land zu ziehen. In einem vom 21. Juli 1849. aus Uellenorm datirten Briefe heißt es: „Ich bin vollkommen Invalide und Landjunker auf einem alten verlassenen Schlosse geworden. Hier gebrauche ich das Emser-Wasser, mache tägliche Promenaden im Freien und hoffe damit mich auf den Winter zu stärken; geht es nicht, so muß ich meinen Kram aufgeben. Leider ist das Wetter zu einer Sommerkur sehr unvortheilhaft; Regen und immer Regen und Sturm dazu. Sobald ich zu Kräften

komme, möchte ich wieder einmal etwas für die Estnische Grammatik thun, und als ein wichtiges noch unbearbeitetes Kapitel stößt mir da auf: der Gebrauch der Kasus, besonders der Orts-Kasus. Es giebt da sonderbare Sprünge, die von der Sprachlogik jeder andern Sprache abweichen."

Die vom Sommeraufenthalt auf dem Lande gehofften heilsamen Früchte blieben aus. Fählmann kehrte Ende August nach Dorpat zurück und versuchte Anfangs September in seinen praktischen Wirkungskreis wieder einzutreten, aber die erschöpften Kräfte und der sehr belästigende Husten nöthigten ihn gar bald zum Aufgeben dieses Vorhabens. Freund Sachssendahl besorgte nach wie vor mit gewohnter Gefälligkeit nicht nur Fählmann's auswärtige Geschäfte, sondern widmete auch seine freien Abendstunden dem Kranken, der selten vor 1 Uhr Morgens sein Bett einnahm. Ende September sah ihn der Biograph nach 3 Jahren wieder und fand von dem früheren Mann ein schwaches Schattenbild, das ohne Anstrengung keinen Gang über das Zimmer machen konnte. Geistig war er unverändert rüstig und klagte nur, daß ihm seine Brust das Sitzen am Schreibtisch nicht erlaube. Es wurden großartige Pläne über eine im nächsten Frühling vorzunehmende Reise nach Süden besprochen, wo er den nächsten Sommer und vielleicht auch den darauf folgenden Winter zuzubringen beabsichtigte. Sollte diese Reise durch unvorhergesehene Schwierigkeiten nicht zu Stande kommen, dann sollte Est- und Livland auf einer Sagenjagd durchstreift werden. Der Gedanke an eine viel näher liegende weitere Reise schien ihm da noch nicht vorzuschweben, wohl aber zwei Monat später, den 22. December, wo wir ihn das letztemal sprachen. Er hatte an diesem Abend einen kleinen Freundeskreis um sich versammelt, schien aber leidend und nahm wenig Theil an der Unterhaltung. Erst gegen 11 Uhr, wo alle Gäste, bis auf Sachssendahl und mich, sich entfernten, wurde er lebhaft, sprach mit Feuer von Estnischen Sagen, seinen Plänen, den Schauplatz von Kalewi-Sohns Thaten zu besuchen, und ließ uns erst nach 2 Uhr Morgens aufbrechen. Beim Abschiede war er sehr bewegt und deutete auf ein jenseitiges Wiedersehen hin.

Von da an ging es mit raschen Schritten dem Grabe näher, obgleich zeitweilige scheinbare Besserungen eintraten, besonders in den ersten Tagen des März-Monats 1850, wo selbst seine ärzt-

lichen Freunde einen Augenblick der Hoffnung Raum gaben, daß des Frühlings Wiederkehr vielleicht noch einmal das flackernde Licht zur Flamme anfachen werde. Doch am 17. März meldete sich ein bedrohliches Sympiom, das seit 1831. nicht dagewesen war, nämlich ein kleiner Blutsturz, indem nach einem Hustenanfalle circa 3 Unzen Blut entleert wurden. „Sehen Sie!“ sprach der Kranke mit seinem Finger auf das ausgespieene Blut hinweisend zu Dr. Sachssendahl, der kurz darauf in's Zimmer getreten war. Von diesem Augenblick an schwanden die Kräfte noch rascher, der Appetit verschwand und es wurde eine gewisse Muthlosigkeit an Fählmann sichtbar. Ende März verminderten sich Husten und Auswurf, allein die asthmatischen Beschwerden nahmen sichtlich zu; es schien als wolle eine Vomika wieder aufbrechen. Um diese Zeit langte sein Urlaub und Reisepaß zur ausländischen Reise aus St. Petersburg an. Er aber äußerte nunmehr den Wunsch, auch für seine Gattin einen Paß besorgen zu lassen, weil er sich zu schwach fühle, die weite Reise allein zu unternehmen.

Die beiden letzten Tage, der 8. und 9. April, waren etwas leidlicher als die vorhergehenden gewesen, namentlich war am letztgenannten Tage der Kranke schon am Vormittage aus dem Bette gekommen. Sachssendahl fand ihn lesend an seinem Tische und ungewöhnlich einsylbig. Als er Abends wiederkehrte, unterhielt sich Fählmann mit dem Hrn. Oberpastor Bienemann. Nachdem Dieser fortgegangen war, blieb Dr. Sachssendahl bis gegen Mitternacht bei ihm. Fählmann erkundigte sich nach den herrschenden Krankheiten und sprach mit Lebhaftigkeit von einigen neueren Arzneimitteln; dann begleitete er seinen scheidenden jungen Freund bis in's Vorzimmer, rauchte daselbst noch eine frische Cigarre an und schloß die Hausthür ab. Bald darauf war er zu Bett gegangen und ruhig eingeschlafen. Gegen 1 Uhr fing er an unruhiger zu athmen und im Schlafe zu stöhnen und erwachte in demselben Augenblicke mit den an seine Frau gerichteten Worten: „Nimm Feuer auf, es kommt schon.“ Eiligst wird ein Licht angezündet, ein Blutstrom quillt aus des Kranken Munde; „Salz!“ ruft er mit matter Stimme und in demselben Augenblick sinkt auch sein Haupt in die Arme der Gattin zurück, — er hatte mit dem letzten Worte seinen letzten Athemzug gemacht. Der eine Viertelstunde später herzukommende Sachssendahl findet den Freund als Leiche vor.

Wiewohl Alle längst auf diesen Ausgang vorbereitet waren, wirkte doch am folgenden Morgen die Todesnachricht wie ein Blitzstrahl bei heiterm Himmel. Die ganze Stadt war in Bewegung und es ward offenbar, wie viele Freunde und Verehrer der Verstorbene unter allen Klassen gezählt hatte und wie schmerzlich man seinen Verlust betrauerte.

Der Vollendete verdiente diese Theilnahme aber auch im vollem Maaße! Fählmann war als Arzt mit gründlicher Gelehrsamkeit, scharfer Beobachtungsgabe und vielfältiger Erfahrung ein eben so sicherer Diagnostiker, wie er mit glücklichem Takte jedesmal für den speciellen Fall auch das geeignetste Mittel sogleich herausfand. Das tuto curare war bei ihm die Hauptsache; er wollte Krankheiten beseitigen, ohne neue in den Körper zu bringen. Aus diesem Grunde war er mit den metallischen Mitteln sparsam und gab sie nur dort, wo die Erreichung des Ziels auf anderem Wege unmöglich war. Schon zu einer Zeit, wo durch den Schulschlendrian der Mißbrauch von Merkurialien an der Tagesordnung war und bei manchen Praktikern die Apotheker-Büchsen mit Calomel und Saccharum lactis fast gleichbedeutend erschienen, indem man ihren Inhalt jedem Pülverchen beimischen konnte, wenn man ohne besondere Indikationen mehr expectativ verfahren wollte, sah man Fählmann eine rühmliche Ausnahme machen. Als bei einer einfachen rheumatischen Ruhr im Sommer 1831. ein Arzt keinem seiner Kranken Opium ohne Calomel-Zusätze verordnete, sagte Fählmann: „Der Mann hat eine eigene Art mit vier Pferden zu fahren, indem er zwei vor und zwei hinter den Wagen anspannt; — ich glaube man kommt da mit einem einfachen Vorspann von 2 Pferden rascher fort.“ — In chronischen Krankheiten wandte er am liebsten nur vegetabilische Arzneistoffe an, und zwar ließ er das für den speciellen Krankheitsfall gewählte Mittel oft Wochen und Monate hindurch mit eiserner Beharrlichkeit gebrauchen, bis er seinen Zweck erreichte. Seine durch unzählige glückliche Erfahrungen bewährten Heilmittel waren ihm als liebe Freunde an's Herz gewachsen, daher vertauschte er sie ungern mit Fremdlingen, am wenigsten mit solchen, die als Universalmittel ausposaunt werden. Sobald er jedoch in einem neuen Mittel kräftigere Eigenschaften entdeckte, als in den bisherigen, so ward ein solches sogleich in Dienst ge-

nommen und nicht wieder aufgegeben.*) Unerachtet der großen Krankenzahl, welche er zu besorgen hatte, ward sein Verfahren niemals ein handwerksmäßiges, bei dem nur stehende Receptformeln vorkommen; er individualisirte streng die Fälle, und leitete darnach die Kurmethode. — An seiner praktischen Tüchtigkeit ließ sich kein Zweifel geltend machen, da zu viele redende Beweise am Tage lagen, welche selbst Steine zum Sprechen gezwungen hätten. Fählmann war aber auch in weit höherem Maaße ein gründlich theoretisch gebildeter Arzt und hatte die reichen Schätze der medicinischen Wissenschaft, welche Vergangenheit und Gegenwart vor Dem ausbreitet, welcher in der Heilkunde sichere Schritte thun will, nicht bloß oberflächlich seiner Betrachtung gewürdigt. Er war den wirklichen Fortschritten der Wissenschaft mit einem stillen Fleiße und Eifer gefolgt, wie es wohl höchst selten bei einem praktischen Arzte der Fall ist. Er hatte neben der praktischen Medicin naturhistorische, physikalische und chemische Studien eifrigst betrieben, weil er ein Bedürfniß fühlte, mit den neuesten Entdeckungen im gleichen Niveau zu bleiben. Seine wissenschaftlichen Beschäftigungen erstreckten sich über alle Zweige der Arzneiwissenschaft, mit allen ihren Gestaltungen, Systemen, Entdeckungen, Vorzügen und Schwächen der älteren, wie der neueren Zeit, und gerade durch seine frühzeitig erworbene gründliche Kenntniß des Alten hatte er den scharfen kritischen Blick erlangt, mit welchem er die Tageserscheinungen schnell und sicher ihrem Werthe nach richtig auffaßte. Er war kein den Modewinden unterworfenes Rohr, das fortwährend hin und her geschaukelt wird, sondern stand als ein Pfeiler auf seinem Platze, den Kompaß nach der Wahrheit gerichtet. Die Natur hatte ihm schöne Gaben verliehen, und er bei ihrer Ausbildung keine Mühe gespart. Neben seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit besaß er die glücklichen Eigenschaften eines Arztes: Liebe zum Fache, Lust zum Helfen und unermüdliche Ausdauer bei Ausübung der schweren

---

*) So z. B. war er anfänglich aus theoretischen Gründen sehr gegen das von Strahl im Scharlach empfohlene Ammonium carbonicum eingenommen, bis er es endlich auf die mitgetheilten glücklichen Erfahrungen eines Freundes versuchte und die gute Wirkung bestätigt fand. „Ich halte es für meine Pflicht“, schreibt er, „Dir für die mitgetheilten schönen Erfahrungen zu danken. Das Ammon. carbonic. hat sich auch bei mir glänzend bewährt, ich freue mich über diese Bereicherung.“

Berufspflicht. Der Fürst wie der Tagelöhner hatten als Kranke ganz gleiche Berechtigung auf seine Hilfe, denn sie waren Menschen — seine Brüder. Der vornehme Wirkungskreis, worin er sich täglich bewegte, entzog ihn den Hütten der Armuth und Niedrigkeit nicht. Wie er zu Anfange seiner praktischen Laufbahn aufgetreten war, so beschloß er auch dieselbe; durch das Gewicht des Geldes hatte das des Herzens nicht um einen Gran verloren. — Daß er bei seiner ausgedehnten Lokalpraxis, zumal in Zeiten herrschender Epidemieen, viele Aufforderungen, Fahrten über's Land zu machen, ablehnen mußte, war natürlich. Wer durfte ihn deshalb anklagen?! Berücksichtigt man die Menge der täglich zu beantwortenden Geschäftsbriefe an entfernte Kranke, die neben der Praxis besorgt werden mußten, so begreift man es kaum, wie ein Einzelner Das alles ausführen konnte. Am Krankenbett saß er gewöhnlich einsylbig da: er hörte und dachte mehr, als er sprach. Nirgend suchte er mit seinen Kenntnissen zu glänzen, mit glücklichen Kuren sich breit zu machen, oder gar halbverdaute wissenschaftliche Lesefrüchte vor Laien auszukramen. Auch pflegte er solche Kranke, wo er Hoffnung zur Wiedergenesung hatte, nicht erst aufzugeben und dann durch eine Wunderkur oder mit Hilfe eines „Höheren" durchzubringen; seine aufgegebenen Kranken mußten leider sterben. Fählmann besaß zuviel innern Fond, daher verschmähte er alles dem Handwerk anhängende Klappern.

Aber nicht nur als ausgezeichneter Arzt, auch als Gelehrter nahm er eine ehrenvolle Stellung im Leben ein. Wie er schon in seinen Universitätsjahren sich nicht mit dem Studium der eigentlichen Fachwissenschaften begnügt, sondern auch anderweitige Vorlesungen frequentirt hatte, so blieben ihm auch während seines ärztlichen Berufslebens die Fortschritte der Zeitgenossen in den Sprachwissenschaften, so wie in der Geschichte und Philosophie nicht unbekannt, und was in diesen Fächern irgend Erhebliches erschien, zog seine Aufmerksamkeit auf sich und ward von ihm näher angesehen. Er war daher stets mit den wissenschaftlichen Bewegungen der Gegenwart vertraut und nahm den lebhaftesten Antheil an Allem, was die Neuzeit Interessantes brachte. Auch die politischen Tagesneuigkeiten ließen ihn nicht unberührt, obzwar er für die Politik im engeren Sinne keine Neigung zu haben schien und sich niemals damit befaßt hatte.

Unter seinen sprachlichen Studien müssen wir hier die in Bezug auf das Estnische ganz besonders hervorheben, die schon in seiner Jugendzeit manche Mußestunde ausgefüllt hatten und zu denen er sich in seinem letzten Lebens-Decennio mit einem Eifer hinwendete, den auch manche Aeußerung sprachlicher Gegner nicht zu lähmen vermochte. — Oft genug erklärte er, daß er sich die Verdienste eines Sprachforschers nie anmaßen könne, da er nur als Liebhaber auf diesem Felde arbeite; und doch haben gerade diese Arbeiten, so weit sie das ästhetische Gebiet berührten und die Veröffentlichung Estnischer Nationalpoesieen veranlaßten, den Namen des Mannes weit über die Gränzen seines Vaterlandes hinaus bekannt gemacht, während seine ärztliche Berufsthätigkeit in dem engeren Umkreise seines Wohnortes sich abschloß. — Er war schon durch seinen Beruf als Lektor der Estnischen Sprache an der Dorpatschen Universität dazu veranlaßt, sich nicht nur mit dem Sammeln Estnischer Sprachdenkmäler zu beschäftigen, sondern auch der Sprache selbst und ihrem grammatischen Bau seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. In letzter Beziehung ging sein Streben dahin, für künftige Bearbeiter der Grammatik Material zu sammeln. Die Herausgabe einer neuen vollständigen Estnischen Grammatik hielt er (wie auch schon der verstorbene Propst Masing) für ein noch zu frühzeitiges Unternehmen und meinte, daß es dazu noch vielfacher Vorarbeiten und gründlicher Untersuchungen bedürfe. Wäre ein ruhigeres Loos, etwa das eines Landpredigers, unsrem Fählmann zu Theil geworden, so würde er gewiß, soweit nur eine treue und gewissenhafte Erfüllung seiner Berufspflichten ihm Muße gegönnt hätte, jene Vorarbeiten und Untersuchungen übernommen und uns eine Estnische Grammatik geliefert haben, die nicht, wie er bei einer solchen Arbeit eines Andern scherzend bemerkte, der Estnischen Sprache zwar die Lateinische Zwangsjacke ausgezogen, aber dafür eine Finnische wieder angezogen hätte.

Nicht minder bedeutend erscheint uns Fählmann als Mensch in jeder Beziehung und in allen Verhältnissen des Lebens. Ein so lauterer Charakter, wie der seinige, gehört zu den Seltenheiten. Die philosophische Durchbildung des Verstandes war nicht auf Kosten des Herzens geschehen; sein Gemüth war ein kindliches geblieben, aber seine äußere Erscheinung war so originell und excentrisch, verrieth so wenig den innern Kern, daß er von Vielen

ganz* unrichtig beurtheilt wurde. — Mit einem gewöhnlichen Maaßstabe dürfen aber auch Charaktere, wie der seinige, nicht gemessen werden, wenn man nicht auf falsche Resultate herauskommen soll. Zu ihrer Beurtheilung gehört mehr, als die oberflächliche Bekanntschaft im gewöhnlichen geschäftlichen oder geselligen Verkehr, gehört eine genaue Kenntniß aller Verhältnisse, die auf ihre Ausprägung gewirkt haben, ein Zurückgehen in die früheste Kindheit, wo oft der Grund zu auffallenden Erscheinungen im Mannesalter gelegt wird, die wir uns anders garnicht erklären können. Wie Fählmann — nach des seligen von Liphart's Ausdruck — schon als Knabe ein reiner und großer Mensch war, so blieb er es auch als Mann, da es ein unwiderstehliches Bedürfniß seine Natur war und er stets den guten Willen und die Kraft hatte, jede gute Anlage bis zur möglichsten Vollendung auszubilden. Im Umgange behielt er unter allen Umständen Ruhe und Besonnenheit, und wenn es in seltenen Fällen Augenblicke gab, in denen er von einer leidenschaftlichen Aufregung hingerissen über empfangene Kränkungen böse werden konnte, so hat er doch in seinem Grolle nie Böses mit Bösem zu vergelten gesucht. In seinen kräftigeren Jahren konnte er über die dumme Bosheit Anderer nur scherzen, allein als sein Körper leidender geworden, sehen wir in demselben Verhältniß die Reizbarkeit größer werden, wie er selbst in seinen Briefen gesteht. Bei eingetretenen Mißhelligkeiten mit Freunden behielt er große Mäßigung und vermied Alles, wodurch des Andern Feuer lebhafter hätte angefacht werden können. In der Regel überließ er die Sache der Zeit, damit der Gegner sich abkühle, zum Theil auch sein Unrecht selbst einsehen lerne; dann erst versuchte er die Differenz auszugleichen. Der Schreiber dieser Zeilen könnte aus eigener Erfahrung eine Menge Belege liefern. Aber wie verschieden auch bisweilen unsere Ansichten und Meinungen sich gestalteten, nie wurde dadurch die Freundschaft getrübt, und Das war allemal sein Verdienst. Seine geistige Ueberlegenheit gegen einen Schwächern geltend zu machen, war ihm eben so unmöglich, als einen erworbenen Freund wieder aufzugeben. Seine Freundschaft war ein gleichmäßiger Sonnenschein, der Nebel und Wolken durchbrechend stets unverändert bleibt. Wie eine Centralsonne die Planeten, so hielt sein großes Herz die Freunde stets an sich gefesselt, sie mit Licht und Wärme beglückend; sein letzter Pulsschlag und Athem-

zug zerriß erst diese Bande. Er war ein treuer und wahrer Freund. Gegen die Fehler und Schwächen Anderer war er nachsichtig, aber desto strenger gegen die eigenen. Aller falsche Schein war seinem Wesen fremd und Glanz ohne Solidität, glattes Aeußere ohne innere Wahrheit, gewandte Bewegung in den konventionellen Lebensformen ohne tüchtigen Gehalt des Charakters konnte ihn weder blenden noch gewinnen. Selbst schlicht und einfach, wollte er auch Den schlicht und einfach, wahr und treu, zu dem er sich näher sollte hingezogen fühlen. — Aus diesem Grunde war er in größeren Gesellschaften mehr einsylbig und verschlossen als mittheilend und nur im engeren Freundeskreise gesprächig und gemüthlich heiter.

Fählmann's Edelmuth und Freigiebigkeit waren unerschöpflich. Der Nothleidende — ob bekannt oder fremd — fand bei ihm Hilfe, und obgleich seine Gutmüthigkeit öfters gemißbraucht und hintergangen worden war, ward er nicht müde zu helfen, wo er nur konnte. Von der Art und Weise, wie er Unbekannten Geld auslieh, wollen wir nur einen Zug erzählen. Eines Morgens erscheint ein ihm ganz fremder junger Mann, der 25 Rbl. S. anleihen will. „Hm! Fünfundzwanzig Rubel?" spricht Fählmann, „wollen gleich nachsehen, ob so viel in der Kasse vorräthig liegt." Ein paar Minuten später kehrt er mit dem Gelde zurück. Der junge Mann verlangt Schreibzeug. „Wozu?" Ich will Ihnen eine Schuldverschreibung geben. „Brauche keine; wollen Sie das Geld wiederzahlen, werden Sie es ohne Verschreibung thun, — im entgegengesetzten Falle würde mir Ihre Schrift auch nichts nützen." Der Jüngling empfiehlt sich, ohne daß der Geber nach seinem Namen fragte. Doch Das war ganz in der Regel. Wenn aber der Schuldner später wirklich das Geld brachte, so unterließ Fählmann es nicht, nach seinem Namen zu fragen und lohnte wohl auch dem ehrlichen Mann mit einem herzlichen Händedruck. — Selbst größere Summen, einmal sogar 200 Rbl. S., wurden auf das Ungewisse ohne Schwierigkeit hingegeben. Wie viele Menschen giebt es, die solche Summen auf's Spiel setzen? Und Fählmann war kein reicher Mann, wie der für seine große Thätigkeit sehr bescheidene Nachlaß ausweiset. Ein Anderer hätte in seiner Lage gewiß das Doppelte für die Familie hinterlassen können, aber er hatte der Brüder und Schwestern zu viele, mit denen er theilen mußte. Ward er zu einem dürftigen Kranken gerufen, wo es am Noth-

dürftigsten gebrach, da mußte gleich Hilfe geschafft werden, doch so, als käme sie nicht von ihm, sondern von einem Wohlthäter, der nicht genannt sein wollte. In den schweren Mißwachsjahren, wo die Noth auf dem Lande groß war, sind manche Spenden von ihm hie und da vertheilt worden, aber er blieb stets der unsichtbare Geber.

Hier könnten wir füglich schließen, wenn uns nicht noch eine heilige Pflicht gegen den Hingeschiedenen aufforderte, den Zweifeln, welche man gegen Fählmann's Stellung zum Christenthum erhoben hat, mit einigen Worten zu begegnen. — In einer Zeit herangewachsen und gebildet, in welcher die rationalistische Auffassung der christlichen Lehre die fast allein giltige war, konnte er sich mit den Anforderungen nicht einverstanden fühlen, welche die Theologen unsrer Tage rücksichtlich des Glaubens, als des bestimmt eingegränzten Bekenntnisses eines scharf ausgeprägten Lehrsystemes, an den Einzelnen stellen, und er sprach hierüber seine Meinung mit der ihm eigenthümlichen ruhigen Freimüthigkeit aus. Wir wollen es nimmer verkennen, wie wichtig Glaubens-Ueberzeugungen als Quellen einer gottwohlgefälligen Gesinnung sind, und wir sind weder befähigt noch fühlen wir uns dazu berufen, die religiösen Ueberzeugungen zu zergliedern, aus denen unser Fählmann seine Kraft zum Handeln und seine Ruhe im Leiden schöpfte, auch halten wir uns nicht für befugt darüber zu richten, wie viel oder wie wenig ihm zu Dem gefehlt haben mag, was dazu nöthig ist, um ein gläubiger Christ heißen zu dürfen; aber Das wissen wir, daß Fählmann keine Christenpflicht gegen seine Nebenmenschen geflissentlich unerfüllt gelassen, sondern jeder Anforderung zu genügen gesucht hat, die man an einen Christen rücksichtlich seiner Pflichttreue und seiner Menschenliebe zu stellen pflegt. — Der bekannte Samariter, dessen Christus in seinem Gleichniß erwähnt, war gewiß mit allen Lehrsätzen der christlichen Kirche unbekannt und doch hat der Herr selbst sein Handeln Andern zum Beispiel aufgestellt, und so dürfen auch wir manchem Jünglinge, der etwa dieses thatkräftigen, ernst strebsamen und edel handelnden Mannes Lebensskizze lesen sollte, zurufen, ohne ihn in seinem Glauben irre machen zu wollen: Zeige nur stets Deinen Glauben auch in Uebereinstimmung mit Deinen Werken, und freut dich des thätigen, edlen Biedermannes Bild, so gehe hin und thue desgleichen.

Ueber estnische Orthographie,

von Dr. Friedr. Rob. Fählmann.

Vorerinnerungen.

Wie soll das Estnische geschrieben werden? Diese Frage ist oft aufgeworfen worden und es hat an Männern nicht gemangelt, welche sich ernstlich bemühten sie zu beantworten *).

---

*) Die estn. Orthogr. stammt von Deutschen her. Die Deutschen, welche zuerst Estnisch schrieben, führten ihr ganzes Alphabet herüber; was nicht gut durch deutsche Schriftzeichen ausgedrückt werden konnte, suchte man durch die wunderlichsten Zusammenstellungen von Buchstaben kenntlich zu machen, und Buchstaben, die in der estn. Spr. gar nicht vorkommen, brachte man in falsch ausgesprochenen Wörtern an oder in solchen deutschen Ausdrücken, mit denen man reichlich die estn. Spr. zu beschenken bemüht war.

Die estn. Orthogr. ist auch immer in einer genauen Abhängigkeit von der deutschen geblieben. Die ersten estn. Druckschriften, die wir haben, erschienen zu Anfange des 17. Jh., zu einer Zeit, wo die deutsche Orthogr. noch selbst gar im Argen lag. Obgleich dieser der Hauptgrund ist, warum die Schreibart in den ersten Schriften so unbequem ist, so muß doch nicht minder die mangelhafte Kenntniß der Sprache in dieser Zeit mit in Anschlag gebracht werden und eine gewisse Vornehmthuerei, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat: man sagt, der Este spreche nicht genau genug, man müsse richtiger schreiben.

Gegen das Ende des 18. Jh. hin fing man an die deutsche Orthogr. zu berichtigen und der Aussprache angemessener einzurichten, und diese Bemühungen wirkten mit auf die estn. Schrift ein. Daß man das Bedürfniß einer Verbesserung fühlte und Mancher schon die Sache ernstlich überdacht hatte, geht besonders daraus hervor, daß auf einer Versammlung von Geistlichen zu Urbs 1688, die sich über die Uebersetzung der heil. Schrift besprechen sollten, die verschiedenen Ansichten über die Orthogr. einen Streit verursachten, der damit endigte, daß die ganze Versammlung unverrichteter Sache aus einander ging. Forselius' Bemühungen, die estn. Orthogr. zu verbessern, wird rühmlich gedacht von Gutsleff in der Vorrede der Th. Helle'schen Gramm. p. 28—30; er suchte die Schrift der Aussprache des Esten genauer anzupassen und stieß mehrere unnöthige Buchstaben aus. Was in Gösecken's Gramm. (1660) noch ganz borstig erscheint, ist in Hornung's Gramm. (1693) schon geglätteter, und Thor Helle lehrt in seiner Gramm. (1732) die Schreibart, welche wir in der Bibelübersetzung (an der er eifrig Theil nahm) wiederfinden. Dieser gründl. Sprachforscher zeigt an vielen Stellen, daß Mehreres durch die damalige Schreibart gar nicht wiedergegeben werde und schlägt auch Verbes-

Aber es herrscht noch immer darin viel Willkür, Unbestimmtheit und Unklarheit; es bleibt die oben ausgesprochene Frage noch immer von Wichtigkeit und sie wird noch in unsern Tagen oft wiederholt, eben weil ein dringendes Bedürfniß sich zeigt für eine gleichmäßige Schrift, weil die bestehende Orthographie den gerechten Ansprüchen nicht nachkömmt und weil kaum zwei Schriftsteller dieselbe Orthographie beobachten, oft genug derselbe Schriftsteller auf jeder Seite seines Buches eine andere hat.

Wie die Schrift überhaupt die hörbare Sprache zu einer sichtbaren machen soll, so soll nun wiederum die Orthographie dafür sorgen, daß die Schrift durch genau unterschiedene Zeichen die hörbare Sprache treu wiedergebe. Die Sprachlehre muß der Schreibelehre vorangehen und in Sprachen, wo jene eine fertige ist, kann die Orthographie kurz abgemacht werden. In der estn. Sprache aber, wo weder die Elementarlehre, noch auch die Formenlehre genau durchforscht sind, muß das Eine und Andere dieser Doctrinen mit herübergezogen werden, des besseren Verständnisses wegen.

Welche sind aber die allgemein leitenden Grundsätze für die Orthographie überhaupt und für die estnische insbesondere? Schon die Schriftzeichen selbst sind signa arbitraria, und Regeln für die Orthographie lassen sich aus der Logik kaum abstrahiren; Gewohnheit, Auctorität, Convenienz, Eigensinn vertreten ihre Stelle, und daher werden auch Sätze von Einzelnen in Vorschlag gebracht, die selten allgemeine Geltung gewinnen. Im Allgemeinen werden wir diejenige Orthographie für die adäquateste halten, welche am genauesten aber auch zugleich am einfachsten die mündliche Sprache wiedergiebt, und in dieser Rücksicht könnte unter den neuern Sprachen die deutsche die beste Orthographie haben. Rechts und links sind andere Sprachen von der Mittelstraße abgegangen. Man wolle nicht jede auch unbedeutende Abänderung der Aussprache in der Schrift bezeichnen, — es muß der Leseübung auch etwas überlassen bleiben — oder man käme dahin, wo die Engländer schon sind: eine Hand voll Buchstaben ungeregelt hinter einander hin zu schreiben und sie nun nach beliebiger Uebereinkunft auszusprechen! Aber eben so schlimm ists, zu wenig auf die Eigenthümlichkeit der Sprachweise zu achten, zu viel der Leseübung aufbürden und die Orthographie der einen Sprache auch für die andere für hinlänglich erklären zu wollen. Und so war's und ist's noch in der estn.

---

serungen der Schrift vor; diese mögen aber besonders durch die Uniformirer der Bibel in Reval wieder vernichtet worden sein.

Die Bibelübersetzung (1737) hat eine Orthographie, die wir für die Zeit, in welcher sie entstand, eine sehr verbesserte nennen können. Diese Orthogr., an der in den neuen Ausgaben kaum etwas Wesentliches geändert worden ist, verblieb aber als Norm bis in die neuesten Zeiten, wo Masing sie erschütterte.

Sprache. Einem gebildetern Esten legte ich die Frage vor, ob die übliche Schreibweise wirklich genüge und den Sinn der Rede und die Aussprache auch wirklich treu wiedergebe — und bekam zur Antwort: es wäre nicht so; er und Andere hätten in ihrer Jugend viel Zeit gebraucht, um sich zu üben, aus dem Sinn, den sie in der Schrift vermutheten, die richtige Aussprache zu treffen; man müsse ein Stück schon einmal durchgelesen haben, um es richtig und geläufig lesen zu können. Diese Aeußerung ist eine Aufforderung zur Verbesserung der estn. Orthographie, und seitdem ich diese Aeußerung gehört habe, halte ich ernstliche Verbesserungsversuche nicht für überflüssig. Man ist gewohnt, hierher gehörige Vorschläge mit demselben kurzen Urtheil abzufertigen, wie eine jede andere Arbeit in der estn. Sprache, nämlich: man komme damit zu früh; man sichte und sondere zuvor noch andere Dinge. Bedenkt man aber, daß die Bearbeitung der einen Doctrin auch die anderen beleuchtet und daß jene ängstliche Rücksicht besonders Schuld gewesen ist, daß in den 800 Jahren, während welcher nun schon das Evangelium den Esten gepredigt wird, die Sprache der Esten noch so wenig gründlich bearbeitet worden ist; so halte ich's für Pflicht, sich auf das Vorhandene zu stützen und von allen Seiten in die Sprache tiefer einzudringen.

Eine wichtige Frage ist: können wir hoffen, daß die hier festgesetzten Regeln allgemeine Geltung erhalten werden? Diese Frage dürfen wir wohl nicht in einen Wunsch umformen — er wird kaum in Erfüllung gehen. Der Fuß wächst in die Unebenheiten des drückenden Schuhes hinein, so daß nun der regelrechte Schuh empfindlicher drückt. Von unsrer Gesellschaft ist der Wunsch ausgesprochen worden, eine Norm zu haben, wonach die Orthographie der von ihr ausgehenden Schriften gleichmäßiger gehalten werden könnte. Nur in diesem Sinne habe ich den an mich gerichteten Auftrag zu erfüllen versucht, und bitte um Nachsicht, wenn ich hier und dort das Rechte nicht sollte getroffen haben. Die Sprachkundigen unserer Gesellschaft fordere ich hiemit auf, ihre Bemerkungen hinzuzufügen, damit ich diesen und jenen Satz berichtigen oder manches vielleicht Uebersehene hinzufügen könnte. Namentlich fehlt hier, was der dörptsche Dialekt Abweichendes hat. Der geneigte Leser wundere sich nicht, wenn dann und wann ein Vorschlag kömmt, den er nicht annehmen kann; eben so wenig will sich der Verfasser wundern, wenn der eine oder andere seiner Lieblingssätze wenig Anklang findet oder auch ganz durchfällt.

Literatur:

1. Manuductio ad Linguam Oesthonicam, Anführung zur Öhstnischen Sprache, von Henrico Gösekenio. Reval 1660. kl. 8.

2. Grammatica Esthonica etc. ed. a Johanne Hornung. Riga, (ohne Jahreszahl 1693.) fl. 8.
3. Kurzgefaßte Anweisung zur Ehstnischen Sprache rc., von A. Thor Helle; herausgegeben v. E. Gutsleff. 1732. 8.
4. Ehstnische Sprachlehre für die beiden Hauptdialecte rc., v. Hupel. Mitau 1818. 8.
5. Beiträge zur genaueren Kenntniß der esthnischen Sprache, v. J. H. Rosenplänter, 20 Hefte in 5 Bänden.
6. Beitrag, zur Ehstnischen Orthographie, von O. W. Masing. 1824. 8.
7. Bemerkungen über O. W. Masing's Beitrag zur ehstnischen Orthographie, von einem Freunde der ehstnischen Sprache. 1826. 8.
8. Ausführliche Anzeige und Beurtheilung der Schrift: Beitrag zur Ehstnischen Orthographie von O. W. Masing. 1827, von J. J. A. Hirschhausen. 8.
9. Beleuchtung der über O. W. Masing's Beitrag zur ehstnischen Orthographie erschienenen Bemerkungen rc., v. O. W. Masing. 1827. 8.
10. Grammatik der Ehstnischen Sprache, Revalschen Dialectes, v. Ed. Ahrens. 1. Th. Formenlehre. Reval 1843. 8.
11. Vorschläge zur Verbesserung der Ehstnischen Schrift, von O. W. Masing. 1820. 8.

I. Abschnitt.

Allgemeine Regeln.

§. 1. Man schreibe wo möglich genau so, wie man spricht.

1. Dieser ist der Hauptsatz. Der Este spricht viel genauer alle Buchstaben aus, als der Deutsche. Man vergleiche nur die gleichgeschriebenen Wörter: Leib und leib, Rand und rand, Rind und rind, und u. und, sang und säng, arg und arg.

2. Hier muß der alte Streitpunkt wieder berührt werden: welche ist die Quelle, aus welcher wir die richtige Aussprache des Estnischen schöpfen sollen? Der Quellen für die Aussprache wären vier. a) Schriften. Die estn. Schriften enthalten aber bis hiezu eine mangelhafte Sprache, die wenig volksthümlich ist, und ein Buch widerspricht dem andern. b) Prediger. Jetzt freilich sind die meisten Prediger deutsche Eingeborne. Aber auch jetzt noch wird in den Städten und sogar auf dem Lande von den Deutschen die estn. Sprache nur beiläufig gelernt, und die jungen Theologen erlernen sie oft erst nach beendigtem Universitätsstudium und auch dann mehr nach Büchern als aus dem Munde des Volks. Ich habe in Jerwen und Wierland selbst alte Prediger im usurpirten

(sogenannten) classischen Dialect — nämlich im steifen harrischen — predigen gehört. In früheren Zeiten, wo die meisten Prediger Ausländer waren, richtete man sich nach den Scharteken, von denen Kelch spricht. Jösa und Jösand haben ihre Entstehung gewiß den ungelenken thüringischen Sprachorganen zu verdanken und noch zu unserer Zeit hörte man: Jummal olko sinno sittamees und Jösa meie, kes sa ollet teiwas. c) Eingeborne Deutsche, die vielfach mit Esten in Berührung gewesen. Sie können freilich in vielen Stücken leiten, weil der rohe Este sehr schwer dahin zu bringen ist, über seine Sprache Rechenschaft zu geben; aber fast immer haben sie die Sprache nur oberflächlich erlernt. d) Endlich der Mund des Volkes selbst. Nachlässigkeit, beschränkter Localdialect, Beimischung der uncorrecten Bücher- und Kirchensprache trüben freilich diese Quelle; aber Hören und Wiederhören, und Vergleichen und Sichten leitet uns dennoch sicher. Nur darauf, wie die Sprache des Nationalesten beschaffen ist, kömmt es an, auf das Estnisch Anderer wenig. Der Mund des Volkes ist und bleibt die einzig sichere Quelle wie der Sprache überhaupt, so auch der richtigen Aussprache. Freilich wäre die Sprache des gebildeten, in mehreren Sprachen bewanderten Esten am richtigsten; doch giebt es Männer, wie Masing war, nur wenige. Aber auch in jedem Kirchspiel, fast in jedem Dorf findet man einen und den andern Bauern, der eine Ehre drin sucht, geläufig und rein zu sprechen.

§. 2. Man achte auf Abstammung und Zusammensetzung.

Bei der genauen Aussprache der Esten ist Abstammung und Zusamensetzung sogleich klar; dennoch giebt es Fälle, wo ein Buchstabe neben andern undeutlich wird. So raudsep, kingsep, umbsõlm; andsime, leidsime, wõidsime — wõitsime, eitsime; waenlane und nicht waendlane oder wainlane (die Verwechselung des o und u in §. 7.).

§. 3. Da nun schon eine Orthographie besteht, so nehme man auf sie einigermaßen Rücksicht, weil das Neue unbequem ist und sich doch erst Bahn brechen müßte.

Die Orthographie der Bibel ist lange nicht mehr fester usus, besonders seitdem Masing die dringende Nothwendigkeit gezeigt hat von ihr abzugehen und seine Vorschläge, der eine mehr der andere weniger, nach und nach Eingang gefunden haben. Dennoch lasse man sich nicht beikommen, eine jede geringfügige Abweichung in der Aussprache in den Flexions- und Ableitungsformen zugleich auch durch die Schrift kenntlich machen zu wollen; man muß hier, wie auch in andern Sprachen, auf die Leseübung sich verlassen. So z. B. ist ein kleiner Unterschied im Nominativ und Genitiv einiger Wörter der 2. Decl. auf a, e und o: kaña, one, oño 2c.

II. Abschnitt.

Besondere Regeln.

Cap. 1. Critik der Schriftzeichen.

Die Buchstaben sind dem deutschen Alphabet entnommen. Die Estnisch schreibenden Deutschen nahmen so viel zu ihrem Gebrauch, als ihnen gut dünkte. Aber die Eigenthümlichkeiten der estn. Spr. machten es in der Folgezeit nothwendig, mehrere Buchstaben auszustoßen und auch wieder neue Zeichen zu erfinden.

§. 4. Vocale.

Der Este hat 9 Vocale: a, e, i, o, u, õ, ä, ö, ü. Die drei letzten sind reine Vocale und nicht, wie im Deutschen, Umlaute von a, o und u. Das õ ist ein eigenthümlicher estn. Vocal und Masing hatte vollkommen recht, ein eigenes Zeichen für ihn zu erfinden. Er kömmt in einer Menge von Wörtern vor, nur hört man ihn nicht überall gleich häufig, am häufigsten am Peipusstrande (so daß das o auf Kosten des õ im Tormaschen und Koddaferschen ganz verschwindet; am seltesten in Ost-Harrien (wo er durch a, o und ö ersetzt wird), woher er in den Masingschen Schriften sehr oft, zu oft vorkömmt (auch in kord, ommeti, koht, ots, kohhe, ostma, otsima ꝛc.), dagegen in dem sogenannten classischen Dialect gar nicht.

Jeder Vocal wird immer vollkommen gleich ausgesprochen — die Dehnung und prosodische Geltung abgerechnet (s. Verwechsel. von o und u §. 7.).

§. 5. Diphthongen

giebt es bei weitem mehr, als in anderen Sprachen, 14.

1) ae. kael, pael, nael, waen, laew, kaew.
2) ai. paik, waik, waim, wain.
3) au. au, auk, kaun, saun, laud, paun.
4) äi. äi, wäi, läik, käik.
5) ea. ea, pea, teadma, seadma.
6) ei. leib, meie, reis, teine.
7) iu. liug, siug, kiusama, niuded.
8) oe. poeg, koer, soe.
9) oi. pois, koit, koi, koiw, oinas, oigama.
10) õe. mõek, mõet, rõem, sõel, mõeduma.
11) õi. õis, õiskama, põis, sõit, wõik, sõim, sõimama.
12) õu. õu, õun, nõu, jõud, sõuama, tõukama.
13) öi. öid, köis, pöid, köitma.
14) ui. kui, muid, puid, tuisk, luisk, uinuma, suikuma, tuikuma.

Anm. Masing hat 20 aufgestellt, von denen viele gestrichen werden müssen.

1—3. äe, öe, üi. Das e und i sollte als Dehnungszeichen für das ä, ö und ü dienen und zugleich mit ihnen zu einem Doppellaute zusammenschmelzen: päed, töed, süid.

4. eä fällt weg, weil es nur in der Schrift vorkömmt, der nachlässigen Sprache oder dem dörptschen Dial. nachgebildet (peäl, seäl, teäl, seädus rc.).

5. eu. Das griech. ευ hat der Este nicht. Die fehlerhafte deutsche Aussprache, welche öi und eu verwechselt (Döitsch, öier, Föier) hat diesen Irrthum veranlaßt. peud und reud sind pöid und röid; peug ist peig (Bräutigam), leug ist leig und seud ist söit (das Fahren). S. Steingrübers Bem. p. 8, worauf Masing nichts weiter erwidert hat.

6. ou. Mas. führt nur kous an. Von koggo (die Sammlung) haben koos, koost, kokko adverbiale Bedeutung; will man kous schreiben, so ist das Wort zweisilbig. (Hier muß noch bemerkt werden, daß durch die fehlerhafte Aussprache der hiesigen Deutschen das au wie ou klingt (auf wie ouf, Lauf wie Louf); in einigen Wörtern, die der Este aufgenommen hat, hört man daher wirklich ou: wou (Pfau), tou (Tau).

7. ua. Soll kua und kuad von kuja abstammen, so sind sie zweisilbig. soog kann im Genitiv nur soa haben (nach roog — roa).

Das öu hatte Mas. ausgelassen, obgleich er es in seinem ABC-Buch hat, das 1 Jahr früher erschien.

Anm. 2. Nicht immer bilden neben einander stehende Vocale Diphthongen. Wenn durch Stammflexion und Contraction Vocale neben einander zu stehen kommen, so entsteht nur ein Diphthong, wenn i der zweite Vocal ist. So ist ein Unterschied zwischen saab und sa-ab, teed und te-ed, meest und me-est, kaun und ka-un, raud und ra-ud, aud und a-ud, sood und so-od, sööd und sö-ed.

So ist zweisilbig: wean, sea; teèn und wee; weo und teo; noa und loo; öe und jöe; söa; mäe und käe; näo und käo; näen, köen, öel(da) rc.

So ist in aui au der Diphth., während durch Contraction von sasin, jäsin, tosin, josin, kosin, lösin, sösin das i Diphthonge bildet (sain, jäin, töin, jöin, löin, löin, söin).

Anm. 3. Daß im Gösefen, Hornung, Thor Helle und Hupel viele Unrichtigkeiten vorkommen mußten, ist leicht einzusehen, weil namentlich das ö ihnen mangelte. Wenn Hupel von Triphthongen und Tetraphthongen spricht, so liegt der Irrthum darin, daß ä, ö und ü ihm für Diphthongen gelten und er das öe durch öä gab (nöäl rc.).

§. 6. Gedehnte und kurze Vocale.

Die Währung der Diphthongen ist immer eine gleiche, d. h. eine gedehnte.

Die Währung der Vocale ist eine doppelte, nämlich eine gedehnte und eine kurze. Gutslaff d. A. und Masing nehmen noch eine mittlere an, die aber ganz überflüssig ist *).

Für kurze und lange Vocale sind keine besondere Zeichen vorhanden, eben so in der neuen Zeit kein eigenes allgemeines Dehnungszeichen eingeführt oder vorgeschlagen worden. Es hat sich der usus festgesetzt, den langen Vocal in der offenen Silbe einfach zu schreiben, in der geschlossenen aber doppelt. Obgleich die Schrift dadurch etwas buntscheckig wird, weil ein und dasselbe Wort in den verschiedenen Beugefällen bald einen doppelten bald einen einfachen Vocal bekömmt bei ganz gleicher Währung desselben (z. B. ool, ole, oolt; keel, kele, keelt ꝛc.); so muß dieser usus dennoch unangetastet bleiben, weil nichts Einfacheres vorgeschlagen werden kann. Wollte man den langen Vocal constant mit einem Strich bezeichnen (ōl, ōle, ōlt; kās, kāne, kānt ꝛc., wie Kreutzwald dann und wann thut), so hätte man die Zahl der Schriftzeichen zu sehr vermehrt.

Ein Haupteinwand gegen diesen usus wäre, daß man nicht gehörig unterscheiden könne, ob zwei gleiche Vocale neben einander in einer oder in zwei Silben ausgesprochen werden sollen: saab und sa-ab, mees und me-es, meest und me-est, und ob man nicht die Vocale in wee, wees, weest und te, tees, teest gleich auszusprechen veranlaßt werden könnte. Man sei hier aber nicht zu mikrologisch und gestatte es der Sprache des gewöhnlichen Lebens und der poetischen Licenz, zwei neben einander stehende gleiche oder verträgliche Vocale als gedehnten Vocal oder als Mischlaut in **einer** Silbe auszusprechen (wie es auch wirklich geschieht und auch in den alten Sprachen vorkömmt): wee, mäe, sõe, koos (statt kous), loole (st. loule) ꝛc., und nur in Verwechselungsgefahr bringe man ein Trennungszeichen an, z. B. mees der Mann und me-es im Honig, meest einen Mann und me-est aus dem Honig ꝛc.

---

*) In der sehr rhythmischen estnischen Sprache greift die Prosodie fast in alle Sprachdoctrinen ein, nur schade, daß nichts Gediegenes über sie erschienen ist! Die bisher aufgestellten Sätze, welche in eigenen Abhandlungen der Rosenpl. Beitr. und zerstreut namentlich in den Schriften über Orthographie vorkommen, haben die einfachsten Sachen verwirrt und verwickelt. Wenn hier dann und wann der Prosodie Erwähnung geschehen muß, so werde ich mich bemühen die Sätze kurz und klar zu geben, wo möglich mit Hinweisung auf die deutsche Prosodie.

Die Währung des Vocals (d. h. Länge und Kürze) hat mit seiner prosod. Geltung (der Betonung oder dem Accent) nichts zu schaffen, denn der kurze Vocal kann accentuirt sein, wie der lange; kella und silla sind eben so gute Trochäen wie kela und sili (üben und üppig, mahnen und Mannen). Die Unterscheidung in lang und kurz ist übrigens nur für den betonten oder accentuirten Vocal von Belang, für den unbetonten oder stumpfen von keinem.

Anmerk. Masing hat diese einfachen Regeln theils unklar, theils offenbar unrichtig gegeben. Abgesehen von der unnöthigen mittleren Währung und der gezwungenen Anwendung der Prosodie auf diese Regeln, ist gar kein Grund vorhanden, in den Beugungsfällen einsilbiger Wörter, wo die Silbe offen bleibt, den Vocal doppelt zu schreiben (p. 6. nota 3. ku, G. kuu, ma G. maa ꝛc.) oder das ä und ö durch e und das ü durch i zu dehnen (p. 7. nota 4 unten, rä – räed, wö — wöe, sü — süid ꝛc.). Dennoch muß zugegeben werden, daß das lange ü einen i-Nachklang hat, aber nicht immer.

§. 7. Unterschied zwischen o und u.

Beide Vocale haben im Estnischen einen verwandten Klang, besonders in den Flexionsendungen der Nomina und Verba. Welcher Unterschied ist festzusetzen?

Den Declinirvocal o der Nomina hört man nur im Nominativ und Genitiv deutlich; in allen übrigen Casus geht er in u über. Man vergleiche: minna, onno, käggo, rõem, kaew, kirrik, ämmarik. In Fällen wird hierdurch auch der Gen. und der best. Acc. vom Ingress. und unbest. Acc. im Singul. unterschieden: kaewo und kaewu; kirriko und kirriku.

Der Bindevocal o fehlt beim Verb ganz. Wenn aber vom Nominativ oder Genitiv des Nomens Verba abgeleitet werden — soll dann o oder u stehen (liggunema – leotama, tiggunema — teotama ꝛc.)? Bei anderen Verben ist diese Ableitung unbestimmt, z. B. in warjuma ist u der Bindevocal, der in warjutama mit hineingeht. — Hier müßte sich ein fester usus bilden.

In der Flexion bilden o und u neben einander einen Mischlaut, der dem langen o näher liegt: koos st. kous, lool, loole statt loul, loule, rool und wool st. roul und woul (von roog und woog), koon st. koun (von kudduma) ꝛc.

Anm. 1. Thor Helle p. 3. §. 2. spricht von der Verwandtschaft des o und u und p. 8. nota sagt er: „wenn das o am Ende wächst (in der Declin.), so wird's verwandelt in u; dagegen, wenn die Silbe ga und ta auf's o folget, so bleibets.

2. Steingrüber bedauert p. 9., daß das u in der estn. Sprache immer mehr um sich greife und das edlere und anständigere o immer weiter verdrängen wolle. Man lasse aber einem jeden sein Recht widerfahren. Temma ehhitas kirrikot, läks kirriko ist eben so unrichtig, als minñ ja kirriku wäljad jooksewad ühte.

3. Masing räumte dem u sein volles Recht ein; doch ist's unrichtig, es im Nominativ zu gebrauchen: luggu, teggu, oñu ꝛc.

§. 8. Consonanten.

Die Consonanten spricht der Este mit großer Genauigkeit

aus und man hat sich nur genau nach seiner Aussprache zu richten, um sie richtig zu schreiben.

Der Este hat 14. Consonanten: b, d, g, h, j, k, l, m, n, p, r, s, t, w.

Zu merken ist, daß kein estn. Wort mit b, d oder g anfängt, obgleich diese Buchstaben sonst überall im Worte vorkommen können: alb, ind, oog; kube, kinda, öige etc.

§. 9. Die liquidae l, m, n, r, s

werden genau wie im Deutschen ausgesprochen. Das s hat nur eine Aussprache, und man ist zu mikrologisch, wenn man es zu Anfange der Wörter bald schärfer bald leiser will gehört haben. Schließt es eine Silbe, so schreibe man es kurz (s); fängt es eine Silbe an oder ist es in der Mitte derselben, so schreibe man es lang (ſ).

§. 10. Die mutae pbw, kgj, td

werden von den Esten genau ausgesprochen und unterschieden; doch macht man in der Schrift viele Fehler, weil man bisher darauf nicht geachtet hat, wie sie in der Flexion in einander übergehen. Man richte sich nach den Regeln der Stammflexion. (Verhandlungen. Heft 2.)

§. 11. Das h

zu Anfange hört man nur in wenigen Kirchspielen des rev.-estn. Sprachdistricts, in Jerwen und Land-Wierland gar nicht; in der Schrift kömmt es zu oft vor. In der Mitte ist es scharf, das Deutsche ch (mahl, kihl, muhk, waht).

§. 12. Verdoppelung der Consonanten.

Alle estnischen Consonanten können doppelt vorkommen; man hört sie aber entweder scharf und getrennt oder sanft und zusammenfließend *) aussprechen.

Da sich in der Unterscheidung dieser zwei verschiedenen Arten von Doppelconsonanten noch kein fester usus gebildet hat, aber ohne Unterscheidung in der Schrift die sinnentstellendsten Verwechselungen nicht vermieden werden können, so thäte hier eine feste Orthographie besonders Noth.

Folgende wenige Beispiele mögen genügen: kalla wende — des Fisches; walla des Gebietes — gieße; jälle wiederum — ekelhaft; kalli des lieben — Dünnbier; ella lieb — lebe; kolle die gelbe Farbe — unheimlich; wölla an den Galgen —

*) Obgleich die zusammenfließenden Doppelconsonanten der estn. Sprache eigenthümlich sind, so findet man doch etwas Analoges im Deutschen und in andern Sprachen. Abbas, Rabbi, Ebba, Ebbe, Krabbe, Schubbe; Adda, Edda, Bidder, Widder; Werro; Egge, flügge.

der Schuld; sulle dir — der Feder; ammet das Amt — ein Hemde; kumma Lichtschein — utrius; kanna des Hackens — die Henne; linna der Stadt — Flachs; minna gehen — ich; sinna dorthin — du; warras der Spieß — der Dieb; warres im Rohr — die Krähe; kurred Pflugstangen — Kraniche; murre Dialect — Sorge; kassi der Katze — wische, packe dich; pessa waschen — Nest. ꝛc.

Scharf und getrennt werden 8 Doppelconsonanten gebraucht, das doppelte k, l, m, n, p, r, s, t. Zusammenfließend werden 11 Doppelconsonanten ausgesprochen, das doppelte b, d, g, h, j, l, m, n, r, s und w.

Das doppelte k, p und t kommen also immer nur scharf, das doppelte b, d, g, h, j und w immer nur zusammenfließend vor — bei diesen ist also ein Unterscheidungsmerkmal unnöthig. Es handelt sich nur noch um das doppelte l, m, n, r und s, die bald scharf, bald zusammenfließend vorkommen können, wie aus den so eben gegebenen Beispielen erhellt. Nun hat die Schrift aber verschiedene Zeichen für m̄ und mm, n̄ und nn, r und ꝛ, ſ und s, und man könnte die eine Reihe schreiben mm, nn, rꝛ, sſ, die andere m̄, n̄, rr, ſſ. Obgleich man nun beliebig die eine Reihe für die eine Art, die andere für die zweite Art wählen könnte, so findet sich doch für die Wahl noch ein Fingerzeig. Im Gesange und in gedehnter Rede spricht der Este die zusammenfließenden Doppelc. einfach aus und trennt die Silben so, daß der Consonant der zweiten Silbe zufällt: mi-no ke-na e-ma-ke-ne freilich mit einer gewissen (hier gleichgiltigen) Eigenthümlichkeit. Aus diesem Grunde schreibe ich: kum̄a Lichtschein und kumma welches von beiden; kan̄a das Huhn und kanna trage; warras Dieb und warꝛas Spieß; kaſſi fege und kasſi der Katze.

Das ll ist hier aber gar nicht berücksichtigt worden. Ich weiß hier auch keine Aushilfe, als ein neues Schriftzeichen zu erfinden, und zu schreiben: kalla Fisch und kalla gieße; ella lebe und ella lieb; willu kühl und willu Wolle; kolle grauenhaft und kolle der gelbe Farbstoff; kulla der Schöpflöffel und kulla des Goldes; wölla der Schuld und wölla an den Galgen; jälle ekelhaft und jälle wiederum; mölla Geflenn und mölla wälze dich; sülle des Schoßes und sülle in den Schooß. ꝛc.*)

Anm. 1. Bis hierzu hat sich in der Rechtschreibung der verschiedenen Doppelconsf. kein fester usus gemacht; der Eine schreibt so, der Andere anders — eine wahre Confusion! über-

*) Im Manuscript hat Fählmann das zweite l hier in den zweiten Beispielen nach unten hakenförmig verlängert, was hier im Druck nicht dargestellt werden konnte. D. R.

all muß man aus dem Zusammenhang errathen, was das Wort zu sagen hat.

Thor Helle (p. 5.) hatte zur Bezeichnung des starren Doppel-l und r einen Accent auf dem vorhergehenden Vocal vorgeschlagen und auch in seinem Lexicon angewandt; in der Bibel, die vorzugsweise von ihm übersetzt wurde, finden wir den Accent nicht (wohl durch Vieck's Schuld). Masing (Vorschläge p. 14. Beitrag p. 12 ff.), ohne Th. Helle's zu erwähnen, führt in seinen spätern Schriften zur Bezeichnung aller starren Doppelconsonanten diesen Accent ein. Aber die Eigenthümlichkeit liegt hier offenbar nicht im Vocal.

Zur Bezeichnung des scharfen nn schrieb Th. Helle n̄n, also dreifach, und so finden wir es auch in der Bibel und in den meisten neuern Schriften. Nach diesem Vorgange haben Einige angefangen auch andere Consonanten zu verdreifachen; sie hätten aber auch wohl Grund sie zu vervierfachen: tup, tuppe, otsis tupppe er suchte eine Scheide, pista möek tupppppe, stecke das Schwert in die Scheide; sit, sitta, se ei makssa sitttagi ist keinen Deut werth, wajjub sitttta wird sich nicht geltend machen ꝛc.

Anm. 2. Das Doppel-Jod als zusammenfließender Doppelconsonant ist bis hiezu ganz übersehen worden. Wenn man aber vergleicht:

kokko — koggo — kojjo,
pakko — paggo — pajjo,
wakka — wagga — wajja und

wenn man zweien ihr Recht widerfahren läßt, so sehe ich nicht ein, wie man es dem dritten vorenthalten will. Wenn das Doppel-Jod deutlich im Wortstamme gehört wird, so schreibe man es auch dreist hin: majja, wajja, kujjo, pujjo, ujjuma ꝛc. Keine andere Schreibart giebt die Aussprabe adäquater und bewahrt besser vor Irrthümern (wajja und waia; majja, majjas, majjast ꝛc. und maias, maiast, maia ꝛc.). Wenn ein unbekanntes Wort, wie das Masingsche kuja nach alter Schreibart vorkömmt — wie soll ichs lesen — etwa kujja?

Ein anderes ist es mit dem jj als Ausfüller des Hiatus. Alle diese Aushilfsmittel beim Hiatus dürften nicht geschrieben, sondern sollten dem Leser überlassen werden, wie denn auch in den beiden Dialecten sie nicht dieselben sind. In Jerwen und Wierland sagt man süja (mit leisem j), im Dörptschen süwwa (mit scharfem ww). Man schreibe getrost saa, koa, söa, möeub, aea, poea, und stelle es dem Harrier frei, rein sa-a, koa, söa ꝛc. zu sprechen und dem Jerwen und Wieren sein Doppel-Jod überdeutlich hören zu lassen. — Poeg, aed und aeg in ihren Genitivformen haben viele unnöthige und unfruchtbare Diskussionen veranlaßt. Poeg verliert, wie oog, roog, aug, löug ꝛc. sein g im Genit. (s. Verhandl. Heft 3, §. 3 c. p. 20) und nimmt

den Declinirvocal a an; seine Genitivform ist also poea. Eben so ist es mit aed und aeg. Die Diphthongen oe und ae können nicht mehr Schwierigkeit machen, als die in diesen Wörtern entsprechenden dörptschen oi und ai (poia, aia, von poig, aid und aig). Mit j hat man den Genit. von poeg geschrieben (poja); aber dann ist er von poja (Henker) nimmermehr zu unterscheiden*). Andere sahen das Ungehörige ein und fügten ein Weichheitszeichen hinzu: pója; allein wo kömmt dieses her und was soll es hier thun (s. §. 13 nota 3)?

§. 13. Das Trennungszeichen, der Accent und das Weichheitszeichen.

Die Einführung dieser Zeichen ist nothwendig geworden, um Eigenthümlichkeiten in der Aussprache des Estnischen zu bezeichnen. Man hat aber dem einen und andern Zeichen Dinge zugemuthet, die es seiner Natur nach nicht leisten kann; umgekehrt haben Andere aus nichts sagenden Gründen sie ganz verwerfen wollen.

1. Das Trennungszeichen.

Es dient als Strich zwischen zwei Silben dazu, dieselben zu trennen. Man bedient sich seiner:

1) um zwei Vocale, die leicht in einer Silbe gelesen werden könnten, von einander zu halten. Doch geschehe dieses nur in Verwechselungsgefahr: ka-un ich verschwinde und kaun Schote, ra-ud Reiser und raud Eisen, õ-el der Schwester und õel tückisch. S. schon Thor Helle (p. 5. §. 3). Masing (Beitr. p. 13. 2) bezeichnete den zu trennenden ersten Vocal mit einem Accent, der aber seiner Natur nach keine Trennung bewirken kann.

2) Um zusammengesetzte Wörter leichter verständlich zu machen: umb-rohhoaed und umbrohho-aed, zumal wenn durch die Zusammensetzung Vocale an einander gerathen, die leicht zusammengezogen werden könnten: ma-allused, ka-allamad, so-oblikad, obbo-oblikad, pu-ulits, rae-issand ꝛc.

2. Der Accent.

Der Accent zeigt an, daß der Vocal auf dem er steht betont ist.

Thor Helle (p. 4 und 5) thut seiner zuerst Erwähnung. Seit Masing (Beitr. p. 12. Vorschl. p. 14) ist er allgemeiner geworden. Ahrens (Formenlehre p. 22) erklärt ihn für unnütz.

Elementarisch gleiche Silben werden verschieden accentuirt; in Verwechselungsgefahr bezeichne man die betonte Silbe mit einem Accent, und zwar

---

*) Wie etwa das feierliche: Jssa, poja ja pihha waimo.

a) um in Fällen die Genitivform vom Indefinitiv und Ingressiv zu unterscheiden: teggi kotti machte einen Sack, teggi kotti arbeitete am Sack; pistis miño sörme meinen Finger, miño sörmé in meinen Finger. Temma wiis linna mehhe kotti giebt sehr verschiedenen Sinn, je nachdem linna oder kotti den Accent hat, je nachdem er ganz fehlt oder an beiden Orten zugleich steht. Temma läks taewa teggusid teggema. Temma jooksis metsa ellajate järrele.

b) Um mehrere elementarisch gleiche Casus der 3. Declination von einander zu trennen: oinas Hammel, oinás im Hammel, oinast den Hammel, oinást aus dem Hammel; so röngas, kangas ꝛc. Wo eine Stammflexion Statt findet, ist dieses Unterscheidungszeichen nicht nöthig: sabas — sapas — sabast — sapast; küngas — künkas — küngast — künkast ꝛc.

Th. Helle hatte (p. 5. §. 3) Unrecht, den Accent zu gebrauchen, um die zwei Arten Doppelconsonanten von einander zu unterscheiden: múrre Dialect, murre Sorge ꝛc.; der Accent kann nur ein Schärfungszeichen des Vocals sein.

Masing (Beitrag p. 10 ff.) hatte Unrecht, ihn ebenfalls zu diesem Behuf zu verwenden, — ferner statt des Trennungszeichens. Er hatte aber auch Unrecht, ihn (um den Genitiv vom Indefinitiv zu unterscheiden) auf die erste Silbe zu setzen. Die erste Silbe estn. Wörter ist ohnehin immer betont, und wenn, um die zweite Silbe auch zu betonen, die erste mehr von ihr gerückt wird, so geschieht es im Deutschen auch nicht anders — (man sehe deutsche Hexameter an, in welchen die gewöhnlich trochäisch gebrauchten: Arbeit, Anfang, Reichthum u. s. w. als Spondeen auftreten).

3. Das Weichheitszeichen.

Im Estnischen werden viele Wörter weich ausgesprochen, und wenn die Schrift diese eigenthümliche Aussprache nicht durch ein besonderes Zeichen angiebt, so kann Undeutlichkeit und Verwechselung geschehen.

Auf die eigenthümliche Aussprache dieser Wörter hat Hornung (p. 5) zuerst aufmerksam gemacht und die spätern Grammatiker berührten die Sache ebenfalls, bis Masing die dringende Nothwendigkeit zeigte, die Aussprache durch ein eigenes Zeichen zu bestimmen. Er setzte (Vorschl. p. 8, Beitr. p. 10) einen Punkt unter dem Vocal und wir haben keinen Grund uns dagegen zu sträuben — das Zeichen ist bequem und bezeichnend — gleichsam für ein nachtönendes i — ein Jota subscriptum. —

Dieses Zeichen ist zu Zeiten zu oft angewandt worden, namentlich von Masing selbst. Andere verwerfen es ganz. Ahrens (s. p. 22) erklärt es deshalb für unnöthig, weil es die Aufmerksamkeit zerstreue. Dennoch will er einige Wörter weich ausgesprochen wissen, die es nicht sind, und seine Regel, wornach die

Weichheit sich von selbst verstehen soll, ist falsch, weil sie sich auf elementarische Verhältnisse bezieht und diese — wie wir sehen werden — darauf keinen Einfluß haben.

Da über dieses Zeichen und seine Anwendung so vielfältige Ansichten herrschen, so thuts Noth, die Sache genauer zu erörtern.

1. Dieses Zeichen ist nothwendig, weil elementarisch gleiche Wörter mit und ohne Weichheit ausgesprochen werden und also keine Regel vor Verwechselung warnen kann:

ạl grau —	al unter
kạs Katze —	kas ob (Fragewort)
kạal Schnittkohl —	kaal Waage, Gewicht, Schwere
wạrs Stiel —	wars Füllen
sụlg Feder —	sulg Schnupfen
kạsa Deckel (Ind. plur.) —	kasa mit sich
kạsta Kasten (Indif. pl.) —	kasta benetzen
kọ̃rb braunes Pferd —	kõrb großer Wald
mạ̈nd Fichte —	mänd Querl ꝛc. ꝛc.

2. Die Weichheit ist eine Eigenschaft, die dem Vocal und dem Consonanten zugleich zukömmt, mehr aber dem Consonanten gehört. Der Vocal einer weichen Silbe kann kurz und lang sein; doch kenne ich keinen weich gebrauchten Diphthong.

3. Der Weichheit sind unterworfen: l, n, r, s, t a); die übrigen Consonanten nur b), wenn die genannten ihnen vorangehen:

a) kọl, lọl, kụl, sọọl; ọ̃n, sọ̃n, kạn, sạạn, sẹẹn, sọọn; nạr, kạar, pọ̈ọ̈r; ụs, pụs, pụ̈s, kạạs, pạạs; tạt, rọt, kọt, tạạt, pạạt, sọ̈ọ̈t, wọ̈ọ̈t;

b) kọ̃rb, ọ̃lg, jạ̈lg, kụrg, sạ̈rg, jạ̈rg, sọlk, pạlk, sạ̈rk, pạrk, kạsk, kọsk, wạsk, kuụsk, sạ̈ạ̈sk, kụnd, sụnd, kọnd, kạ̈ạ̈nd, mụldine, ạlp, sụlp, kụlp, nọlp, kạrp, tọlp, sạrw, tạlw, kụ̈lw, sạlw, kạsw, sọlm, ạrm, sọ̃rm, ọsm ꝛc.

c) Andere Combinationen sind: mạ̈rs, wạ̈rs, pạrs, ọ̃rs, wọ̃rs, kọ̃rs, tọ̈rs, sạnt, kọnt, ụnt, kụlt, kọ̃rts, rọọts.

4. Diese Eigenthümlichkeit hört man in einigen Wörtern deutlicher (in den genannten Beispielen), in anderen dunkler: wähk, mähk, kärg, sörg, lạttikas, lụttikas, kannikas, kutsikas, mullikas, kallis, sallima, tallitama, pandi, lasti und in den Wörtern auf i in den Casus, die das i in j verwandeln: kalli, walli, wälli, arri, orri, marri, assi, paddi, lubbi, asti, ahhi, ohhi ꝛc. ꝛc.

5. Die Weichheit geht durch Flexion mehr oder weniger verloren.

a) Ist der Declinirvocal i, so hört man in den Genitiv-casus die Weichheit nur schwach; sie taucht aber vollkommen wieder auf im Indefin. sing. und plur.: rotti und rotta, so taat, part ꝛc.

b) Ist e der DeclV., so geht sie ganz verloren und tritt wieder im Indef. plur. auf: kaska, putka, sõrmi, tõrssa ꝛc.

c) Sie verbleibt aber constant bei mehrsilbigen Wörtern in der ersten Silbe: õnnis, walmis, walmistama, sundima, tor-kima, wõtti, walkjas, algjas, külmit ꝛc.

6. Obgleich die meisten hieher gehörigen Wörter den DeclV. i haben, so haben doch viele auch e (gegen Masing, s. Beitr. p. 10): paas, kaas, õn, putk, sarw, salw, talw, põlw, sölm, sõrm, õlg, solg, sulg, jälg, sülg, särg, lurg, kask, wask, kosk, wars, pars, ors, tõrs, kõrs, wõrs ꝛc.; — zwei Wörter, selg und nälg, haben a.

7. Alle Fremdwörter, bei denen (nach nota 3) die Weichheit möglich ist, sind weich und haben den Declinirvocal i, was gewissermaßen für ein Criterium gelten kann:
arst, (alp), kuul, kant, klaas, kants, kast, kunst, kunstük, kool, kelm, kraaw, kroon, lärm, märk, non, nar, palk, pas, pul, pot, pant, (prunt), pilt, polt, pool, pal, paar, ren, rent, sel, (selts), saal, salm, sült, tal, tas, toos, tund, torm, torn, tool, traaw, tants, tantsima, wolt, worm, wärw, wers, werk, worst, würst, untswat. Selbst laad, raad, praad, lood, pood sind weich, obgleich im Estn. kein weiches Wort auf d allein endigt (püüd, rüüd ꝛc. s. nota 4). Eben so kraaw und traaw. kamsool ist ungewöhnlich in der zweiten Silbe weich und untswat sogar in beiden.

8. Aus obigen Sätzen lassen sich folgende Regeln für die Praxis abziehen.

1) Soll das Zeichen überall geschrieben werden, wo es deutlich oder minder deutlich gehört wird? Wer die Sprache hinlänglich versteht, wird in vorkommenden Fällen richtig lesen, auch wenn das Zeichen nicht steht; nur in Verwechselungsfällen kann er irren. Man wende also in Volksschriften das Weichheitszeichen nur an, wo eine Verwechselung möglich ist, und zu diesem Behuf wäre eine genaue Tabelle aller solcher Wörter und Wortformen nothwendig. Wer aber die Sprache oder das Lesen erlernen soll, muß bei jeder Wortform, die weich ausgesprochen wird, darauf aufmerksam gemacht werden; in Lesestücken, Grammatiken und Lexicis dürfte das Zeichen daher niemals fehlen. —

Freilich hat die Weichheit der Aussprache nicht in allen Districten dieselbe Geltung; aber eine gehörige Critik würde bald zu festen Resultaten führen.

2) Das Masingsche Zeichen ist bezeichnend und bequem und verunstaltet die Schrift nicht. Weil aber die Weichheit vom Vocal auf den Consonanten hinübergeht und hier besonders sich bemerkbar macht, so müßte es in Wörtern mit doppeltem (d. h. gedehntem) Vocal immer unter dem zweiten Vocal stehen; z. B. kaạs, toọs, kuụsk — nicht kạas, tọos, kụusk. Die Consonanten statt der Vocale zu bezeichnen, würde die Sache nur weitläuftiger machen.

Cap. 2. Orthographie der Flexions- und Ableitungsendungen.

§. 14. Vor einigen Jahren noch, d. h. vor Masing's Auftreten, galt in diesem Theil der Orthographie ein ziemlich fester usus, der der Bibelübersetzung. Man schrieb nämlich einen Theil der Flexionsendungen mit doppelten Consonanten, wo man sie doppelt hört: Jum̄alatta, Jum̄alatte, Jum̄alasse ꝛc.; einen großen Theil schrieb man einfach, wo man sie auch doppelt hört: Jum̄alale, Jum̄alaga, und viele Verbalformen: armastama, armastate, armastasin, armastati, armastaja ꝛc.

Masing trat auf und schlug vor, alle Flexionsendungen mit einfachen Consonanten zu schreiben (Vorschläge p. 9 ff. Beitr. p. 20 ff.). Sein Hauptargument ist, daß, die erste Silbe ausgenommen, alle übrigen Silben mehrsilbiger Wörter prosodisch gleich, und zwar tonlos seien und man daher in Flexionsendungen durchweg nur einen Consonanten höre.

Masing fand Widerspruch, doch sind die Gründe, die man ihm entgegenstellte, weder immer richtig, noch auch allgemein genug (Hirschhausen, Anzeige p. 27 ff. Steingrüber, Bemerkgn. p. 25 ff.). Dennoch haben Viele die Masingsche Orthographie angenommen, mehr aus Achtung oder von einem dunklen Gefühl geleitet, als daß sie in die Masingschen Gründe eingegangen wären.

Die Sache ist von Wichtigkeit und müßte endlich zur Entscheidung gebracht werden.

Bei der Bildung sowohl, als auch bei der Aussprache der Flexionsendungen übt die Prosodie ein großes Recht aus. Leider ist aber die estn. Prosodie keiner genauern Beprüfung unterworfen worden; Irrthümer und schiefe Ansichten haben sich gehäuft und gewichtige Männer — ich nenne nur Masing und Frey — welche so eben theoretische Regeln entworfen hatten, ignorirten sie sogleich in praxi wieder. Zuerst finde ich in Göseken's Gr. (der dürftigsten, die mir überhaupt in die Hände gefallen) den Satz p. 12: „In denen Wörtern, die zwo oder mehr Syllaben haben, wird allzeit die Erste erhöhet, Aber die andern alle, so viel

derer sind, nieder gelassen: Innimene, armastama." Dieser Satz findet sich wieder bei Hornung (p. 5 de tono), bei dem sonst so selbstständigen Thor Helle (p. 4), und bei Hupel (p. 11, No. XIII.). Und fast ohne Ausnahme wird er von allen Neuern als Fundamentalsatz der estn. Prosodie auf- und angenommen, da doch schon die flüchtigste Vergleichung mit dem Deutschen und der flüchtigste Blick ins Gesangbuch ihn vollkommen widerlegen muß.

Um die Sache einigermaßen fest zu stellen, mögen hier folgende kurze Sätze wohl erwogen werden.

1. Die estn. Sprache hat einen genau ausgeprägten Rhythmus, der auch in der ungebundenen Rede sich geltend macht und in der Flexion von nicht geringer Bedeutung ist. Dieser Rhythmus ist der trochäische im weitern Sinne.

2. Wie in allen neuern Sprachen, ist auch in der estnischen für die prosodische Geltung nur der Ton oder Accent von Wichtigkeit; die Länge ist ganz gleichgiltig.

3. Man unterscheide einen Haupt- und einen secundären Accent. Die erste Silbe eines jeden estn. Wortes hat den Hauptaccent und für gewöhnlich die 3. und 5. Silbe den secundären. Will man diesen secundären Accent ignoriren, so müßte er im Deutschen ebenfalls ignorirt werden: i'nnime'ne, u'nbemi'ttelt; i'nime'stele, u'nbemi'ttelte'.

4. Die einsilbigen Pronomina und Partikeln zählen meistens nur als Silben mit, d. h. nehmen sie in der Rede oder im Vers die Stelle der Tonsilbe ein, so haben sie den Ton; im Gegentheil sind sie unbetont: mul ei olle leiba, leiba ei mul olle.

5. Obgleich die meisten mehrsilbigen Wörter trochäisch sind, d. h. den Accent auf der ungleichen Silbenzahl haben; so sind doch die meisten dreisilbigen Wörter, deren dritte Silbe eine Flexionsendung ist, gute Dactylen: aiguse, Jesuse, besonders wenn eine unbestrittene Betonung folgt: ai'guse a'kkatus, mi'nule ma'rju. So ist Jummala laps ein Choriambus, Jummala ja innimeste sind 4 Trochäen. Mi'nnoga lä'ks ta li'nna, mi'nnoga ta li'nna lä'ks.

6. Zusammensetzung a) und Ableitungsendungen b) mit einem schon bestimmten Accent bringen verschiedenes Versmaaß in ein Wort, unbeschadet des Hapttons der ersten Silbe.

a) má-állune, sótággune, métsḱits.

b) áne, éne, íne, úne. Sákslane, súggulane; ínimene; súline, sö'rmili'ne; ommikune.

7. Der Hauptton der ersten Silbe verlangt die kräftige harte muta, daher kein Wort im Estnischen mit einer weichen

muta (bdg) anfängt. Kommt aber in der gleichen Silbenzahl eine harte muta wieder vor (die Verdoppelung ausgenommen), so erhält diese Silbe den secundären Accent. Man vergleiche sabas mit sapas, sapa, sapad, sapaid; robas mit ropas, pilbas mit pilpas.

8. Eine eigenthümliche Position ist nachweisbar. Wenn die erste Silbe einen Aufenthalt in der Aussprache erleidet (d. h. gleichsam die Währung zweier Silben ausfüllt) durch Häufung von Consonanten, besonders mit einem Diphthong oder langen Vocal, so hat die zweite Silbe ebenfalls den sec. Accent. Auf die Declinationsendungen hat diese Position großen Einfluß (koormat, aknaid, möisnikku ꝛc.).

9. In der Flexionslehre läßt sich überall nachweisen, daß die betonte Silbe in der Flexionsendung sich verstärkt, die unbetonte nicht. Man vergleiche: waewa und wakka mit suremat und Jum̃alat; kotti und rotti mit wikkatit und soldatit; armu und röemu mit kirrikut und tüdrukut.

10. Jeder Consonant in der Flexionsendung verdoppelt sich, wenn in derselben der Vocal der vorangehenden Silbe den Accent hat; im entgegengesetzten Fall bleibt er einfach — (nur eine Erweiterung der Verdoppelungsregel in der Stammflexionslehre).

	rak —	kirrik —	äm̃arik.
	rakko —	kirriko —	äm̃arikko.
	rakkule —	kirrikulle —	äm̃arikkule.
	rakkuga —	kirrikugga —	äm̃arikkuga.
	rakkuta —	kirrikutta —	äm̃arikkuta.
	rakkude —	kirrikutte —	äm̃arikkude.
	rakkudelle —	kirrikuttele —	äm̃arikkudelle.
	rakkudesse —	kirrikuttese —	äm̃arikkudesse.
	rakkudegga —	kirrikuttega —	äm̃arikkudegga.
	rakkudetta —	kirrikutteta —	äm̃arikkudetta.
So:	ilm —	Jum̃al —	luñastaja.
	tam —	aigus —	pim̃edus.

Ferner:	aitama —	armastam̃a.
	aitamas-st —	armastam̃as-st.
	aidata-tes —	armastadda-ddes.
	aitame —	armastam̃e.
	aitate —	armastatte.
	aitawad —	armastawwad.
	aitasin ꝛc. —	armastassin ꝛc.
	aitanud —	armastañud.
	aidatud —	armastattud.
	aidatakse —	armastattakse.
	aidati —	armastatti.
	aitaja —	armastajja.

Nachdem diese Folge prosodischer Sätze vorangeschickt worden, ergiebt sich als Resultat, daß die Flexionsendungen, streng nach

den Gesetzen der Prosodie, theils mit einfachen theils mit doppelten Consonanten geschrieben werden müßten.

Zwei Uebel sind da. Will man bald einfach bald doppelt schreiben (und doppelt müßte man viel öfter schreiben als geschehen, wenn man consequent sein will), so entstände die ärgste Buntscheckigkeit und Verwirrung. Will man immer einfach schreiben, so ahmt die Schrift nicht immer die prosodischen Verschiedenheiten nach.

Zwischen zwei Uebeln wähle man das kleinere:

Man schreibe alle Flexionsendungen mit einfachen Consonanten.

Man verstößt freilich einigermaßen gegen die Prosodie, aber dieser Fehler wird ausgeglichen durch den genauen Redefall, und auch der National-Este wird gehörigen Orts den einfach geschriebenen Endungsconsonanten doppelt lesen. Auch der Deutsche überläßt der Lesefertigkeit die Unterschiede in: ähnli-cher, wunderlich-cher, irdischen, trügerisch-schen ꝛc.

§. 17. Orthographie der Ableitungsendungen.

Die Sätze des vorigen §. haben hier ebenfalls ihre volle Geltung. Die Ableitungsendungen ne, ik, us, ane, ene, ine, une kommen hier in Betracht.

Nicht ganz mit Stillschweigen darf der neueste Versuch übergangen werden, der estnischen Orthographie durch die finnische auf die Beine zu helfen. Die finnische Orthographie ist eine meines Erachtens wenig adäquate. Phonetische Auswüchse und wirkliche Spracheigenthümlichkeiten hat man versucht durch das allgemeine europäische Alphabet widerzugeben; man hat aber oft zu mancher sonderbaren Uebereinkunft gelangen müssen, so daß der buchstabliche Bestand des Wortes und die Aussprache oft nicht mehr zusammentreffen.

Aus diesem Chaos von Schriftverwirrung hat Ahrens ein paar Sätze herausgegriffen, um sie zum Heil der estnischen Orthographie anzuwenden: 1) den langen Vocal immer und unter allen Umständen doppelt zu schreiben, den kurzen immer einfach; 2) nach einem kurzen Vocal die Doppelconsonanten einfach zu schreiben.

Hierdurch werden 4 Fragen veranlaßt: 1) bringt diese Schreibart räumlichen Vortheil? 2) ist sie der Aussprache adäquater? 3) läßt sie sich nach den grammatischen Grundsätzen vertheidigen? 4) läßt sie sich consequent durchführen?

Leider muß man auf alle 4 Fragen mit Nein antworten, denn ad 1) was man durch das Einfachschreiben der Doppelconsonanten gewinnt, büßt man durch das Doppeltschreiben aller langen Vocale wieder ein. ad 2) die Doppelconsonanten hört man

in der Aussprache deutlich doppelt. ad 4) die starren Doppelliquidae müssen dennoch nach einem kurzen Vocal doppelt geschrieben werden, während die doppelten mutae einfach geschrieben werden: aken, lepima, latikas (unser akken, leppima, lattikas); dagegen man kalli (unser kalli*), kumma, linna, murre (unser murre), kassi (unser kassi) schreiben muß, um sie von kali, kuma, lina, mure, kasi (unser kalli, kuma, lina, murre, kassi) zu unterscheiden. ad 3) Starre und zusammenfließende Doppelliquida entstehen in Fällen durch Stammflexion auf ganz analoge Weise: wald — walla und kard — karra, ölg — ölle und arg - arra rc.

*) im Manuscript das zweite l nach unten verlängert. D. Red.

Die Sage von Wannemuine.

Wohl wenige Stellen der Erdoberfläche haben im Fluge der Zeiten so große Veränderungen erfahren, als das Stück Erdreich, worauf Dorpat steht, und seine nächsten Umgebungen. Der hundert und funfzigjährige Friede hat seine prosaische Alltäglichkeit und seine gerühmte „Stille“ über Stadt und Fluren verbreitet. Die Gewerbe gehen ihren traurigen einförmigen Alltagsgang; träge entsendet der Embach seine trüben Wellen dem Peipus und seine schmucklosen Ufer entzücken den Wanderer nicht.

Ungläubig schüttelt der Fremde den Kopf, wenn man ihm erzählt, daß vor der Zeit dieses Friedens unsere Stadt eine stattliche Festung gewesen, die dem feindlichen Andrange oft widerstanden, oft unterlegen, daß Drangsal und Jammer des Krieges mit Ueppigkeit und Uebermuth des Friedens oft und grell gewechselt, — daß zu Zeiten des Glanzes und der Macht die Häuserreihen weit über die Grenzen der heutigen Stadt hinausgereicht und die Bewohner an Zahl die jetzige Bevölkerung vielfach überragt, daß zahlreiche eigene und fremde Heere sich innerhalb der Mauern und auf den Feldern herumgetummelt und stattliche Kriegs- und Handelsflotten den Embach befahren. Dem Zweifler weisen wir die unverdächtigen Zeugnisse der Geschichte vor, und wollte er dann noch zweifeln, so führen wir ihn zu den spärlichen Ueberresten früherer Schutzwehr und lassen ihn die ausgegrabenen Waffen aller Jahrhunderte sehen und die Todtengebeine, die jede Schaufel aufdeckt.

Aber auch der gläubigste Zuhörer würde uns ungläubig anstaunen, wollten wir ihm erzählen, wie vor den Zeiten der Kriege und Drangsale hier ein harmloses Geschlecht in idyllischem Glück sich erging, wie die Embachufer von Pracht und Herrlichkeit strahlten, wie hier der wonnigliche Ursitz der Menschen gewesen und Wannemuine die stattlichen Eichenhaine und beblümten Wiesen mit seinen hehren Gesängen und seinen unvergleichlichen Harfentönen oft begrüßte. Als Beweise dieses Glanzes und dieser Herrlichkeit haben wir nur uralte Sagen und Lieder eines rohen Volkes. Dennoch sollten wir diese Gewährsmittel nicht ganz verwerfen, denn wohin die Geschichte mit ihren deutlich geschriebenen Buchstaben nicht reicht, tritt Lied und Sage in ihre Rechte.

Hat der alte Wannemuine diese Fluren denn auf immer verlassen? Er war der Erstgeschaffene des alten Vaters, alt, mit grauem Haar und weißem Bart. Weisheit zeichnete ihn

vorzugsweise aus, und von dieser Weisheit geleitet erwählte er Saitenspiel und Gesang zu seiner Lieblingsbeschäftigung. Wunderbar war seine Harfe und ergreifend war sein Gesang. Wer hätte sich mit Wannemuine messen wollen? Mit Bedacht hatte er die verschiedensten Töne in seine Saiten eingewirbelt: des Donners weithallende Stimme, wie der Lerche fröhliches Trillern, — des Meeres Brausen und des Windes Pfeifen, wie das Girren der frommen Taube, — das grausige Heulen des Wolfes und das Stöhnen des verwundeten Feindes, wie der Nachtigall schmelzende Töne. Und griff er in die Saiten und erhob er seinen Gesang, so vergaß die Schwester den Schmerz über den Verlust des Bruders und der Wasserfall stand im Sturze still.

Kui agga akkas algamaie,
Algamaie, laulamaie,
Unustas ödde ellake
Kauni wenna surma waewa,
Joa jäi kukkudes kulama.

(wörtlich:
Als er aber begann anzufangen,
Anzufangen, zu singen,
Vergaß das Schwesterlein zart
Des schmucken Bruders Todeswehen,
Blieb der Wasserfall im Sturze lauschen. D. R.)

Und als das Menschengeschlecht geschaffen war, sagte Altvater zu seinen Kindern: vermischet euch mit den Töchtern der Erde, damit ein kräftiges Menschengeschlecht erwachse. Und nach langem Bedenken ging auch der alte Wannemuine auf die Freie. Lieblich ließ er sein Saitenspiel ertönen und sang sein herzergreifendes Lied vor einer stattlichen Wohnung und drei schöne Töchter traten hervor und freuten sich über die Klänge. Dem Alten fiel die Wahl schwer. Die älteste, dachte er, wird sich am wenigsten an deine grauen Locken und deinen weißen Bart stoßen. Er sang ihr seine schönsten Lieder vor und sie lachte und weinte vor Wonne. Doch als er von Liebe zu sprechen begann, wandte sie ihm schnippisch den Rücken. Er versuchte es bei der zweiten. Ihr gefielen Spiel und Gesang, doch als der Alte mit ihr über die Wiese tanzte und ihr die Hand drückte, da sagte sie verweisend: deine Harfe klingt schön und deine Lieder sind anmuthig, aber die alten Beine sind nicht mehr für den Tanz und der graue Bart nicht für den Kuß. Da blieb ihm die dritte nur noch übrig. Sie war die sentimentalste von allen und Wannemuine sang ihr die schönsten Lieder von Liebeswonne und Liebesglück. Doch als er schmachtend in ihre thränenfeuchten Augen blickte, sprang sie hastig davon und rief ihm zu: Alter, versündige dich nicht an der Jugend, ich habe schon einen Buhlen, jung und schlank, störe unsere Liebe nicht!

Gebeugten Hauptes ging er von dannen und verbarg sich im

einsamen Walde, allein mit seinem Kummer. Sein fröhlicher Bruder Lämmeküne suchte ihn hier auf, aber alle seine sonst unwiderstehlichen Scherze vermochten nicht den Kummer zu vertreiben, nicht einmal den Alten aus seinem Hinbrüten zu erwecken, — er weinte Thränen so groß wie Wachteleier und die Harfe hing stumm am schlaffen Arm. Endlich nach vielen Tagen stand er auf und an den Ufern des Endla = Sees machte er in den traurigsten Liedern seinem Kummer Luft. O lästiges Alter, sang er, für die Vorzüge der Jugend ist die Weisheit kein Ersatz! Und indem er hier singend umherwandelt, findet er im Grase ein neugebornes Kindlein, das ihm schmeichelnd die Arme entgegenstreckt. Weit und breit sucht und ruft er nach der Mutter, aber als er keine findet, nimmt er das holde Mägdlein in den Arm und tritt vor Altvater und bittet ihn: o Vater, schenke mir dies Kind zum Eigenthum! Altvater gewährte seine Bitte und blickte gnädig die Kleine an, und von nun an erglänzten ihre Augen wie Sterne und ihr Haar strahlte wie blankes Gold. Sie wuchs heran zur stattlichen Jungfrau und Wannemuine unterwies sie in der Kunst der süßen Rede und der Oheim Ilmarine schenkte ihr den wunderbaren Schleier aus Silberdraht künstlich gearbeitet, durch welchen schauend man Jutta's Erzählungen lebendig werden sah, als ereignete es sich wirklich, was sie erzählte. Sie wohnt noch jetzt am Endla=See und wer sollte sie nicht hier gesehen und gehört haben, wenn sie die herankommenden und davongehenden Schwärme der Zugvögel mustert und jedem seinen Bestimmungsort anweist, oder wenn sie am Seeufer wandelnd den Tod des Geliebten beweint!

[In den Papieren des Verstorbenen befand sich noch folgende Beschreibung des Endla = Sees, die wir hier mitzutheilen nicht unterlassen:

Wer die kleine Poststraße nach Reval gefahren ist, hat, wenn er die Augen aufschlägt, sogleich hinter Kardis eines überraschenden Anblickes sich erfreut. Man fährt auf einem steilen Bergrücken und links breitet sich ein tiefes Thal aus, in weiter Ferne von dunklen Nadelwäldern und sanften Bergeshöhen begrenzt. Das Thal ist morastig mit kleinen inselförmigen Birkengruppen bedeckt. Gleich interessant ist der Anblick bei Sonnenschein und trübem Himmel; wer am Morgen in das Thal mit Entzücken hinabgeblickt hat, sieht es mit nicht minderem Entzücken am Mittag oder Abend an und in der schönen Juniusnacht braucht's nicht der Phantasie — man sieht mit leiblichen Augen Feengestalten im Nebel auf dem magischen Wasserspiegel tanzen. Die Hauptzierde des Thales ist nämlich ein bedeutender Landsee mit krystallklarem Wasser, das in jeder Beleuchtung dem Wanderer als blankes Silber entgegenlacht. Aber will man Thal und See näher anschauen, so giebt es der Mühen viel und der Früchte wenig. Ein undurchdringlicher Morast hemmt die

Schritte des Neugierigen und hohes Schilf verdeckt an den unzugänglichen Ufern den Anblick des Silbersees. Auf dem Bergesrücken müssen die alten Esten oft mit Entzücken ins Thal herniedergeschaut haben und der Anblick mag damals noch köstlicher gewesen sein; denn der Deutsche, der nur auf Gewinn ausgeht, hat die Wälder gelichtet und den Esten vor den Pflug gespannt, um aus goldenen Saaten goldenen Gewinn zu ziehen. An diesem See wohnte nach der Sage der Esten Wannemuine's holde Tochter Jutta mit dem goldenen Ringelhaar und dem magischen Schleier. Ihr war der See geweiht, und unter ihrem Schutze standen die Bewohner des Thales und des Sees, eine Menge von Vögeln und Fischen. Auf dem Bergrücken lauschten die Menschen auf die wunderbare Stimme im Thale, auf den Gesang Jutta's und ihre Liebesklagen. Sie war die Tochter des Gesangesalten, sie war die personificirte Poesie. Ihr Geliebter, Ilmarinens Sohn, Endel, war gestorben — sterblich waren alle die Heroen oder Wesen zwischen Gott und Menschen mitten inne, doch war ihr Leben von begrenzter Dauer, die nur Altvater bestimmte. Sie vergoß bittere Thränen um ihren Liebling, bis ihr Ilmarine den goldenen Schleier machte. Wenn sie den Schleier überwarf, so schaute sie in die beglückte Vergangenheit und durchlebte sie nochmals und nochmals im süßen Wahne. Den sterblichen Menschen lieh sie den Schleier zu Zeiten, und daher kommt's, daß bei dem Gesange und der Erzählung die Vergangenheit uns wieder vor die Augen der Seele tritt.

Die Redakt.]

Zum Frühlingsfest, zum Fest des längsten Tages hatten Gäste sich aus allen Theilen des Landes versammelt am Embachufer auf den wonniglichen Gefilden Dorpat's. Und es waren Viele herangekommen, weil der herrliche Kallewide dieses Jahr an den Spielen und Kämpfen Theil nehmen sollte. Auch kam mit Jubel die Flotte vom Peipus her und wurde mit Jubel begrüßt und Mancher erreichte in kühnem Sprunge das trockne Ufer, doch Mancher verfehlte sein Ziel und sank zuerst in die feuchten Arme der Mutter (des Embachs), die ihn nach kurzer Umarmung dem harrenden Ufer zuwarf; es sprang wohl mancher stattliche Jüngling aus Land, doch der herrliche Kallewide nicht — er war durch's Land gegangen vom neckenden Teufel verlockt.

Das Fest hatte am frühen Morgen begonnen, dort hinter den Bergen, wo heilige Eichen einen weiten Platz umgrenzten. Viele Sieger waren schon bekränzt worden und viele Ueberwundene hatten sich beschämt im Schwarm der Zuschauer verloren. Der Herold hatte jetzt wieder Ruhe geboten und in die Schranken trat ein altes Mädchen, mit runzlichen Wangen und wackelndem Kinn, das eine Bein mit der Krücke unterstützend. Mit heiserer Stimme begann sie ihren Gesang. Sie sang vom Liebreiz ihrer Jugend, von den Mängeln der Gegenwart und den

Vorzügen der Vergangenheit, von der großen Schaar ihrer Freier und wie sie sich ihrer entledigt, und schloß:

Suilt tulli Sullewi poega,
Kaugeelt Kallewi poega;
Suud pakkus Sullewi poega,
Kät pakkus Kallewi poega —
Suisa löin Sullewi poega,
Kiusta löin Kallewi poega,
Isse Akki neitsikene.

(wörtlich:
Aus den Morästen kam des Sullew's Sohn,
Aus der Ferne des Kallew's Sohn;
Die Wange bot des Sullew's Sohn,
Die Hand bot des Kallew's Sohn —
Ohne Rücksicht schlug ich los auf des Sullew's Sohn,
Mit Ingrimm schlug ich los auf des Kallew's Sohn,
Ich, das Dohlen-Jungfräulein. D. Red.)

Als sie geendigt, erhob sich ein unauslöschliches Gelächter, das tosend hin und her über die ganze Ebene sich hinzog, sich an der Umgrenzung des Eichenhains brechend, gleich den brandenden Wellen in eingeschlossener Meeresbucht, — und höhnend wurden die letzten Verse des Liedes wiederholt. Der Lachjubel schien keine Ende zu nehmen und der Herold trat endlich Ruhe gebietend auf. Es wird stiller und von hohem Sitz herab spielt ein ehrwürdiger Greis auf der Harfe ein Vorspiel, und die Nächststehenden sind entzückt von der Anmuth der Töne. Aber im Hintergrunde des Platzes ertönt eine Stimme, die letzten Verse der Hexe wiederholend und es erhebt sich wieder das unauslöschliche Gelächter, das unaufhaltsam durch die ganze Versammlung hin und her wogt. Ruhe gebot der Herold und Stille geboten Die, welche die herrlichen Töne gehört hatten, und endlich ward es stiller. Und der Greis begann ein herzergreifendes Lied zur Harfe zu singen und wonneberauscht horchten die Nächststehenden. Aber wieder erschallten die letzten Verse der Hexe aus dem dichten Volkshaufen und wieder brach das Gelächter los und wogte wiederholt durch die ganze Versammlung. Da ergrimmt der Greis auf seinem Sitze, schaut zornig auf die Versammlung hernieder, und die dem Zorn gehorchenden Finger zerreißen die Saiten der Harfe in einem Ruck. Was erhebt sich da für ein Getöse und Gebrause und Flöten und Zischen und Trillern und Heulen — und in Kurzem ist Alles wieder vorüber! die ganze Versammlung stand vor Ueberraschung und Schreck lautlos still. Wer ist der greise Sänger; wahrscheinlich Wannemuine ist es selber — wo ist er hingegangen? ertönt es wohl von allen Seiten — doch der Sänger war verschwunden; und Niemand hat ihn jemals wiedergesehen!

Der Nutzen der Einführung antiker Versarten in die Ehstnische Sprache, die hinlänglich rhythmisch und biegsam ist, könnte so unbedeutend nicht sein. Wenn man auch jetzt noch keine eminenten poetischen Kunstwerke in diesen Formen liefern wird, so kann die Sprache doch auf diesem Wege gebildet und vervollkommnet werden, und namentlich würde hiedurch die Quantität der Sylben, gegen welche noch so sehr gesündigt wird, genauer bestimmt werden können, ebenso auch die Wortstellung in den Sätzen. Ob das Volk diese Versuche willig aufnehmen und zu seinem Nutzen verwenden wird, wird theils vom Gehalt dieser Versuche selbst abhängen, theils aber auch von dem guten Willen der Volkslehrer, die dargebotenen Volksbildungsmittel zu benutzen. Leicht läßt sich das Sapphische Versmaaß nachbilden. Aber am geeignetsten könnten die choriambischen Versarten für die Ehstnische Sprache sein. Hier zur Probe eine Ode in Asklepiadischen Strophen von weiland Dr. Fählmann.

Die Redaktion.

Suur on Jummal so ram, surem so elde meel!
Pikse marrude irm karristab pattuseid,
Agga Jummala elduſt
Kidab taewas ja mets ja nurm.

Rõem on põlganud mind. Üksi ma nuttaksin,
Kui ei mällestus weel, lotus ei tõstaks mind. —
Taewas naeratab lotuſt,
Agga mällestuſt mets ja nurm.

Terre, mõnnigi paik, armas ja kallis mul,
Kus ma mõnnigi kord õnnega wibisin,
Kulin öpiko laulu,
Kalla mänginiſt watasin!

Tulle taggasi weel — taggasi tulle weel,
Õnnis õnnelik aeg, kõige so rõemuga!
Silma pilkude ette
Ello aea ma annaksin!

Lotus, Jummala täht sinna, sa kutsud mind,
Kuhhu mõnni jo läks rõemuga õisates:
„Terre! näen ma sind jälle,
Terre, õnnistud issa-ma!“ —

Möglichst getreue Uebersetzung
im
Versmaaße des Originals
von
Hrn. Kollegienrath G. M. Santo.

Groß ist, Gott, Deine Macht, größer Dein güt'ger Sinn!
Donners Schrecken und Graus ängstet die Sündigen,
Aber Gottes Erbarmen
Preist der Himmel und Wald und Flur.

Freude hat mich geflo'h'n; weinen nur könnt ich noch,
Tröstet' Hoffnung mich nicht, süße Erinn'rung nicht. —
Hoffnung lächelt der Himmel,
Und Erinnerung Wald und Flur.

Seid mir freundlich gegrüßt, Orte so lieb und werth,
Wo die Träume des Glücks oft ich so süß geträumt,
Bald der Nachtigall Lieder,
Bald belauschend der Fische Spiel! —

Kehre mir wieder zurück! Kehre noch einmal nur
Wieder, glückliche Zeit! Selige Stunden, kommt!
Gern, ach! gäbe ich Jahre
Für Euch, flücht'ge Minuten, hin!

Hoffnung, Botin des Herrn, freundlicher winkst Du mir
Dorthin, wo das Gestad' Mancher mit Jauchzen grüßt:
„Sei gegrüßt mir, ich seh' Dich
Wieder! Dich, o mein Vaterland!" —

Bericht über die Wirksamkeit der Gesellschaft
in den Jahren 1848—1851.

[Vortrag des Präsidenten C. Reinthal, gehalten am Jahrestage 1852.]

Meine Herren!

Wir treten mit dem heutigen Tage in das dreizehnte Jahr des Bestehens unserer Gesellschaft und haben uns hier versammelt, um diesen Tag als den Stiftungstag derselben feierlich zu begehen. Wir fühlen uns zu dieser Feier um so mehr aufgefordert und hingezogen, da wir für das Blühen und Gedeihen unseres Vereins die besten Wünsche im Herzen tragen, sein Wohl und Wehe uns persönlich mit berührt, seine Zwecke und Bestrebungen von uns als wichtig und einflußreich anerkannt werden. Es sind Interessen unseres theuren Vaterlandes, Interessen eines Volks, dessen historische und sociale Schicksale mit allen unseren Verhältnissen auf das innigste verbunden sind, die die gelehrte Ehstnische Gesellschaft auf dem Wege der Wissenschaft in allen Beziehungen zu verfolgen sich zur Aufgabe gemacht und bis jetzt nie aus den Augen verloren hat.

Während die Geschichte der alten Kulturvölker von den frühesten Zeiten her uns von Jugend auf beschäftigt hat und wir die Schicksale und den Bildungsgang derselben an unzähligen Ueberbleibseln mit Leichtigkeit verfolgen können, und tausend Mittel uns zu Gebote stehen unsere Vorstellungen über die Vergangenheit unserer westlichen Nachbarn bis zur völligen Klarheit vervollständigen und berichtigen zu können, ist die Geschichte des Landes und des Volkes, dem unsere Gesellschaft ihre Aufmerksamkeit zugewandt hat, in Dunkel gehüllt und erst in neuester Zeit Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen geworden. Aber die Dunkelheit, die über diesem Küstenstriche schwebt, dem wir und unser Landvolk angehören, mit dem wir so innig verwachsen sind, daß alle unsere Beziehungen nach Innen und Außen darin wurzeln und aus ihm ihre Gestaltung gewinnen, — muß zuletzt vor der Fackel der Wissenschaft weichen. Unsere Nachkommen werden einst eine Geschichte unseres Vaterlandes und des Ehstenvolkes besitzen, während wir uns nur mit Sagen und Vermuthungen behelfen müssen, unsere Nachkommen den ganzen Reichthum der Ehstnischen Sprache vor sich ausgebreitet sehen, während wir noch mühsam

nach den fehlenden Stücken suchen, den schönen Gliederbau zu vervollständigen. Dafür bürgt uns eines Theils der Eifer, mit dem die alterthumsforschende Gesellschaft in Riga, die literärischen Gesellschaften in Reval und Mitau und einzelne Gelehrte auf eigene Hand seit einigen Jahrzehenten bemüht sind Licht über die Vergangenheit zu verbreiten und die Fäden aufzusuchen, die die Bewohner der diesseitigen Ostseeküsten mit den Völkern des Westens im grauen Alterthume verknüpft haben; dafür bürgt uns andern Theils das Bewußtsein, daß auch unser Verein nicht erkalten wird in dem Bestreben, nach besten Kräften sein Scherflein zur Förderung des guten Werkes beizutragen. Wir können es uns zwar nicht verhehlen, daß unsere Gesellschaft noch lange nicht so zahlreich ist, als es zu wünschen wäre, und daß die Mehrzahl unter uns nicht in der Lage ist, um dem speciellen Interesse des Vereins sich einzig und allein zuzuwenden, sondern sich damit begnügen muß, demselben nur wenige von schweren Berufsarbeiten übrigbleibende Mußestunden zu widmen; wir dürfen uns auch nicht schämen zu bekennen, daß unsere pekuniären Mittel lange nicht hinreichen, uns alle Hilfsmittel zu verschaffen, deren wir bedürfen, um große Erfolge zu bewirken; und dennoch haben wir alle Ursache dem guten Genius zu vertrauen, der bisher unter uns gewaltet hat, denn auch mit diesen geringen Mitteln haben wir auf der betretenen Bahn fortschreiten, unsere Sammlungen vermehren und den Schatz wissenschaftlicher Resultate bereichern können. Lassen Sie uns daher nicht müde werden, meine Herren, sondern unter den scheinbar ungünstigen Verhältnissen immer noch fortfahren der Ehstnischen Gesellschaft durch unsere Mitgliedschaft zu dienen, und wenn auch jeder Einzelne von uns nicht eben berechtigt zu sein glaubt, Großes von den Beiträgen zu halten, die er für seine Person zur Unterstützung und Förderung unseres Werkes geliefert, so ist Das allerdings sehr lobenswerth und macht seiner Bescheidenheit alle Ehre, nur darf diese nicht soweit gehen, daß Jemand aus purer Verzweiflung über seine unbedeutenden Leistungen der ganzen Sache den Rücken kehrt und sie ihrem Schicksal überläßt. Hoffentlich wird in unserer Zeit, wo die Macht der Associationen so allgemein anerkannt ist und wo die unglaublichsten Dinge zu Stande kommen, sobald sich für die Ausführung eine Menge Kräfte wenn auch der aller verschiedensten Art nach Maaß und Qualität vereinigen, da es ja bekannt ist, daß in manchen Fällen Intelligenz und Erfahrung, Fleiß und Geld nicht halb so viel ausrichten, als der Klang eines Namens, um diesen oder jenen Zweck zu erreichen, — ich sage hoffentlich wird sich Niemand von uns deshalb aus diesem Kreise zurückziehen, weil er nicht gerade Hand anlegt, um nach verborgenen Schätzen für unsere Sammlungen zu graben oder tiefsinnige Abhandlungen zu schreiben: da schon genug erreicht wird, wenn Jeder Das giebt,

was Noth thut, nämlich eine freundliche, wohlwollende Gesinnung für die Sache selbst, die sich hauptsächlich darin bethätigen möge, daß er sich an unseren monatlichen Sitzungen durch persönliches Erscheinen betheilige. Da wird sich schon von selbst herausstellen, wie und wodurch Jeder dem Ganzen zu dienen befähigt sein dürfte, und mit der Erkenntniß Dessen wird auch das Interesse eines Jeden an den Bestrebungen und Zwecken des Ganzen wachsen und wärmer werden.

Die Wiederkehr des Stiftungstages unserer Gesellschaft bringt es von selbst schon mit sich, daß wir Wünsche für die Fortdauer derselben nicht nur, sondern auch für immer zunehmende Regsamkeit der Mitglieder hegen und aussprechen. Und da Nichts so sehr geeignet ist, uns zu erneuter Anstrengung im begonnenen Werke zu ermuntern und uns mit Lust und Liebe für den Gegenstand zu erfüllen, der unsere Thätigkeit in Anspruch nimmt, als eine Uebersicht der Wegestrecke, die wir in einem gewissen Zeitraum zurückgelegt haben, so möchte es nicht unangemessen sein, wenn ich diese Gelegenheit benutze, um Ihnen, meine Herren, die Fortschritte zu vergegenwärtigen, die in den letzten vier Jahren durch die Thätigkeit der gelehrten Ehstnischen Gesellschaft auf dem Felde der Ehstnischen Sprachkunde gemacht worden sind.

Die Schwierigkeiten, die sich hier dem Sprachforscher entgegenstellten, kann ich bei Ihnen, meine Herren, als bekannt voraussetzen und darf hier nur im Allgemeinen daran erinnern, daß die ersten Versuche, die Grammatik der Ehstnischen Sprache in ein System zu bringen, gänzlich mißglückt sind, da man nicht von dem Grundsatz ausging, die Sprachgesetze aus dem vorhandenen Material organisch zu entwickeln, sondern sich abmühte Letzteres in eine bereits fertige Form, die Lateinische Grammatik nämlich, gewaltsam einzupressen. Hierzu kommt noch der Umstand, daß die reiche Römische Literatur dem Forscher in ihrer ganzen Fülle aufgeschlossen war und sich einer gründlichen Betrachtung darbot, während die Ehsten gar keine Literatur aufzuweisen hatten, sondern neben der lebenden, sich nach eigenthümlichen Gesetzen fortentwickelnden Sprache nur Bruchstücke von Volksliedern vorhanden waren, und auch diese nicht in der Schrift firirt, sondern nur dem Gedächtnisse des Volks einverleibt und als ein Schatz aufbewahrt, den man vor den Eindringlingen geflissentlich geheimhielt, und aus denen der Sprachforscher, wenn er ja gelegentlich etwas davon erhaschte, nichts zu machen wußte, da diese nicht einmal mit dem lebenden Idiom übereinstimmte. Der Kundige sieht auf den ersten Blick, daß die ersten Bearbeiter der Ehstnischen Sprachlehre neben der Ungeschicklichkeit, mit der sie beim Schematisiren verfahren, auch noch eine gänzliche Unbekanntschaft mit dem Umfange der Sprache verrathen und für die eigenthümlichen Laute derselben durchaus kein Ohr zu haben scheinen. Unsere ersten Deutschen Grammatiker kannten von der Ehstnischen Sprache etwa

so viel, wie jetzt vielleicht unsere Ehstnischen germanisirenden Domestiken von der Deutschen Sprache und verpfuschten wie Diese jedes Wort, das sie in den Mund nahmen. Und diese gänzlich verfehlten, auf ganz falschen Grundsätzen und gänzlicher Unkenntniß basirten Anweisungen zur Kenntniß der Ehstnischen Sprache wurden die Wegweiser für spätere Forscher und sind es mit ihren Nachtretern bis auf Hupel herab geblieben, dessen Ehstnische Grammatik noch bis auf unsere Zeit mit allen ihren Mängeln als die vollständigste Anweisung zur Erlernung der Ehstnischen Sprache gedient hat und noch gegenwärtig als Leitfaden bei den akademischen Vorlesungen dient. Erst der verstorbene Pastor Masing wagte den Versuch, den Nimbus zu zerreißen, der diesen angeblichen Inbegriff aller Ehstnischen Sprachweisheit umgab, und wies mit Nachdruck und überzeugender Entschiedenheit auf die lebendige Quelle selbst hin, indem er in seinen Zeitgenossen das Bewußtsein weckte, daß nicht die Sprache aus der Grammatik, sondern die Grammatik aus der Sprache gewonnen werden müsse. Masing's lebhaftes Interesse für eine richtigere Auffassung des Ehstnischen Idioms und die gleichzeitigen Aufklärungen in der vergleichenden Sprachwissenschaft im Allgemeinen, so wie die geistvollen und glücklichen Konjekturen Finnischer Sprachforscher im Gebiete der begünstigteren Schwestersprache öffneten auch den Freunden der Ehstnischen Sprache die Augen über den Greuel der Verwüstung, den die Mißhandlung unserer Volkssprache durch ungeschickte Hände angerichtet hatte, und unsere Gesellschaft geht rüstig auf dem Wege fort, den sie als den richtigen erkannt hat, um die schöne und reiche Ehstnische Sprache von ungehörigen fremden Fesseln zu befreien und zur allgemeinen Kenntniß und Anerkennung zu bringen.

Die erste Ehstnische Grammatik ist bekanntlich von dem Magister Henricus Stahl verfaßt und kam im Jahre 1637 in Reval heraus, unter dem Titel Anführung zu der Ehstnischen Sprache. Ich will das große Verdienst, die erste Bahn gebrochen zu haben, diesem braven Manne durchaus nicht nehmen, da er die beste Absicht dabei hatte, wie schon aus den Worten zu ersehen ist, die er in der Einleitung an sein Büchelchen selbst richtet, indem er sagt: „Gehe hin, meine Anführung, in die Welt und unter die Leute und hilf Denen, so zur Ehstnischen Sprache Beliebung tragen, daß sie zu derselben Wissenschaft gelangen und ihrer gebrauchen Gott zu Ehren, ihnen selbst zu zeitlichem und ewigem Gedeihen und vielen Menschen zu Nutz und Frommen, wie Du denn umb solcher und keiner andern Ursache willen von mir abgefertiget wirst" -- da er auch ebendaselbst ganz aufrichtig bekennt, daß er sein Werk „mit vielfältiger Mühe und schwerer Arbeit häufig und überflüssig beladen in kurzer Zeit schleunigst entworfen", daher man sich nicht wundern möge „dafern etwas unverhoffentlich untergeschlichen, das allerdings nicht bestehet und die Leute

besser verstehen, da man nichts hat, das einem fürleuchte und daran man sich halte, obzwar ich dessen versichert bin, daß ich den Bawren genugsam Acht auf ihr Maul gegeben und nichts gesetzet, was nicht von ihnen gewiß gebrauchet wird." Er war sich also der schweren Aufgabe vollkommen bewußt und tritt mit Aengstlichkeit und Bescheidenheit auf. Aber wenn er dem Ehsten einen bestimmten Artikel giebt se (der, die, das) und einen unbestimmten Artikel üx (ein, eine, ein), wenn er in der Flexion der Hauptwörter von der Induration und Emollition der Stammkonsonanten nichts weiß, sondern behauptet, daß die Konsonanten bei der Flexion sich gleich bleiben und nur die Vokale variiren, wenn er einen Genitiv auf st kennt, z. B. Nom. innimenne, Gen. innimesest, leib, leibast, peh, pehhast (der Kopf), nahk, nahkast, kuld, kuldast, den Casum indefinitivum, den Hupel als Akkusativ bezeichnet, oder den unbestimmten Kasus des Objekts beim Verbum Aktivum innimest, jummalat, poiga u. s. w. ganz ignorirt, wenn er beim Verbum einen modum conjunctivum annimmt, den der Ehste garnicht kennt, dagegen keine Ahnung hat von den sogenannten passivischen Formen tago, takse, ti, tama, taw, sondern ein vollständiges Passivum konstruirt aus dem Participio Präteriti tud mit dem verbo auxiliari sama, und also z. B. ich werde geliebt nicht konjugirt: mind armastakse, sondern minna saan armastud, Praeteritum nicht mind armastati, sondern minna sain armastud, — so hatte Stahl wohl alle Ursache ängstlich mit seiner Anführung aufzutreten, denn er führte die Leute allerdings an, die seine Sätze als richtig annahmen, obwohl er freilich nicht täuschen wollte. Eine Syntax giebt er wohl aber ein Deutsch-Ehstnisches Wörterbuch als Anhang, das natürlich eben so mangelhaft ist, als die Formenlehre.

Eilf Jahre später erschienen zu Dorpat Observationes gramticae circa linguam Esthonicam von Johannes Gutslaff, Pastor zu Urbs, der den Dörptschen Dialekt zum Grunde legt, quam, wie er sagt, ob linguae nostratis suavitatem prae lingua litorali (wie er den Revalschen Dialekt nennt), quae aspera est, potius excolendam putarem, quam istam. Auch er behält nicht nur wie Stahl die dem Ehsten fremden Konsonanten c, f, x bei, sondern übertrifft ihn noch um einen Konsonanten v und den Vokal y. Indessen giebt er, obzwar in sehr geringem Umfange, quatuor Grammaticae partes, quae sunt: Orthographia, Prosodia, Etymologia et Syntaxis. In der Orthographie wird der gedehnte Vokal durch einen Cirkumflex bezeichnet, das h vor dem Konsonanten durch ch; einen Unterschied zwischen den liquiden Doppelkonsonanten rücksichtlich der Aussprache scheint er nicht zu kennen, denn davon ist garnicht die Rede. Noch kürzer wird die Prosodie abgefertigt, wo er außer dem oben bereits erwähnten Cirkumflex nur noch des Akutus erwähnt und seinen darauf bezüglichen Spruch in den Pentameter kleidet:

Quaelibet accentum Syllaba prima tenet.

Die Etymologie beginnt sofort mit den beiden Artikeln üts und se. Darauf kommen die nomina an die Reihe, Substantiva und Adjektiva. In der Deklination läßt er den Stahlschen Vokativus ganz weg, kreirt aber zwischen dem Stahlschen Nominativ und Genitiv, die er beide mit den Stahlschen Endungen beibehält, einen neuen Kasus, den er Rektivus nennt, und der gerade der Genitivus Hupel's ist, den Stahl Akkusativus und die neueste Grammatik Relativus nennt. Er rechtfertigt die Wahl dieser Bezeichnung, indem er sagt: estque is casus, quem omnes Praepositiones regunt, unde merito Rectivus dicendus. Am meisten beschäftigt sich Gutslaff mit diesem Rektivus (dem Hupelschen Genitiv) und zwar mit Recht, weil von ihm die übrigen Kasus am leichtesten hergeleitet werden können; mit dem Akkusativus geräth er indessen in große Verlegenheit und schwankt zusehends hin und her. Bald fällt dieser Kasus mit dem Stahlschen, bald mit dem Hupelschen Akkusativus zusammen, bald greift er nach einer dritten ganz falschen Endung. So macht er aus Jummal einmal den Akkusativ Jummalat, wo, wie er sagt, das t paragogisch hinzugefügt wird, ein andermal Jummala; richtig deklinirt er roht, Rektiv. rohhu, Akk. rohto, und laud, Rekt. lawwa, Akk. lauda, dann aber wieder schwankend kohhus, Rekt. kohtu, Akk. kohhus vel kohhut, ganz falsch endlich hobbene, Rekt. hobbese, Akk. hobne, und poig, Rekt. poja, Akk. poja statt poiga. Daß dieser Kasus ihm viel Noth gemacht hat, ist übrigens kein Wunder, da die neuesten Grammatiker erst diese crux nach langem Hin- und Herreden haben sich erleichtern können.

An die Deklination schließt sich die Komparation und sodann geht er auf die Derivation über, ein Kapitel, das er mit Vorliebe behandelt zu haben scheint, und das viel Interessantes enthält, obzwar auch hier Richtiges und Unrichtiges gemischt ist. Dasselbe gilt von dem Pronomen. In der Behandlung des Verbums stimmt Gutslaff mit Stahl fast überein, nur daß Ersterer den Modus Optativus periphrastisch durch wõima bildet, während Stahl die richtige Formation kennt, wogegen Gutslaff neben dem Passivum periphrasticum eine Ahnung von dem Dasein einer eigenthümlichen Form für die passivische Redeweise durchblicken läßt. Abweichend von Stahl rechnet Gutslaff mit Scharfsinn die Suffixe der Lokativen zu den Präpositionen und unterscheidet sie von den selbstständigen, die er praepositiones dictionales nennt, durch die Benennung praepositiones literales. Mit den Konjunktionen und Interjektionen schließt die Etymologie. In der 11 Seiten umfassenden Syntax nehmen die Bemerkungen über den garnicht existirenden Artikel allein 3 Seiten weg, und was er über den beschränkten Gebrauch dieses Redetheils sagt, läuft am Ende doch darauf hinaus, daß der Ehste eigentlich keinen Artikel

habe, indem er sich also vernehmen läßt: Articulus Esthonicus non usurpatur, ubi significatio ejus realis apte et commode non potest applicari, und Das dahin erläutert: Proinde non est articulus ü t s usurpandus, nisi quando eum commode per unitatem possum explicare; nec articulus se, nisi quando commode unum quiddam per eum possum demonstrare. Es versteht sich von selbst, daß der schon von Stahl beliebte Genitivus und der neue Gutslaffsche Rektivus in der Syntax eine große Rolle spielen, da die unglückliche Wahl dieses Genitivs ihm Funktionen zuweist, die dem Genitiv sonst fern bleiben, und der Rektivus nur mühsam die aufgedrungene Maske behauptet und zwischendurch immer wieder seine eigentliche Genitivnatur verräth. So nimmt sich die Regel sonderbar genug aus: Bei den Verbis tullema und minnema steht der locus a quo im Genitiv, wie: Minna tulle Tartust, koddust, linast. Den Schluß macht auch hier, wie im Stahl, ein Deutsch-Ehstnisches Wörterbuch, das höchst mangelhaft und unvollständig ist.

Nach diesen Vorarbeiten erschien Heinr. Göseken's Manuductio ad linguam Oesthonicam, Reval 1660, an Volumen wohl viermal so stark, als jeder seiner Vorgänger, indem die angehängte Farrago Vocabulorum Germanico-Oesthonicorum allein 412 Seiten einnimmt. In der Vorrede gesteht der Verfasser, daß sein Buch dadurch entstanden ist, daß er den Stahl mit Papier durchschossen „und einen guten Vorrath an Vocabulen hinzugethan und nebst etlichen observationibus Grammaticis und Syntacticis vermehret, die er theils aus täglicher Erfahrung, theils auch aus des Herrn Gutzlavii Grammatica notiret." Zuerst handelt er auf 11 Seiten von der Orthographie. Er giebt den Ehsten alle Konsonanten der Deutschen, mit Ausnahme von f und q. Nur in Wörtern, die aus dem Deutschen übergegangen sind, verstattet er in der Mitte das ff, wie in Saffran, Offer, Tuffel. G kommt bei ihm nicht allein nicht im Anfang, sondern auch nicht am Ende der Wörter vor, und er schreibt daher nicht poig, perg, roog sondern poick, pergk, roogk. Die Dehnung der Vokale durch h findet er unstatthaft und schlägt für diesen Fall die Verdoppelung derselben vor, schreibt aber doch inkonsequenter Weise joht für joot und pohdi mees für podi mees. Das r am Ende der Wörter ist ihm ein Buchstab von großem Nutzen und heißet: zu, als jahhur, zu Mehl, pörmur, zu Staub. In der Prosodie weiß Göseken nur von der Betonung der ersten Sylbe in mehrsylbigen Wörtern, von einem Nebenton der dritten und fünften Sylbe hat er keine Ahnung. In der Etymologie spuken immer noch die Artikel. Den Rektivus Gutslaff's ignorirt er, den Genitiv auf st aber nimmt er mit beiden Vorgängern gläubig an und läßt den Akkusativ aus dem Genitiv bilden durch Weglassung des st, ohne von dem Akkusativ Hupel's, dem gegenwärtigen Indefinit (Jummalat) auch nur Notiz zu nehmen. Der Akkusativ Pluralis ist

ihm dem Nominativ Pluralis gleich „und endet sich auf ein t welches zusammengezogen wird, wo der letzte consonans in Genitivo kann eingezogen werden, als: meehet, naiset, lapset, englikesset machen mehst, naist, last, englikest. Also im Gesangbuch pag. 334, 336. wainlast für wainlaset.“ Unter den Pronominibus kennt er ein Pronomen possessivum, welches im Nom. hend oder hendes oder hennes heißt, vom Verbum passivum nur das Participium praeteriti, woraus mit Hilfe von sama und ollema die Konjugation des Passivums formirt wird. Außerdem führt er als Impersonalia activae vocis die Formen söhre, man ißt es, ütteltare, man saget u. s. w. und als Impersonalia passivae vocis die Formen söhti, es ward gegessen, johti, es ward getrunken u. s. w. auf. Unter den unzähligen Adverbien, die er nach ihrer Bedeutung klassificirt, kommen manche ganz unbekannte vor, z. B. unter den adverbiis temporis: mewarse, möh, möhwarse, de tempore praesenti; unter den adverbiis quantitatis: hirwe, sehr viel, tippotamatta, ganz und gar; dubitandi: emmick, immick, vielleicht u. s. w. Das Kapitel von der Syntax beginnt mit nachfolgenden Sätzen: die meisten Regulen kommen mit den Lateinischen und Teutschen überein. Doch nimmt der Bauer allemahl den Syntaxin nicht in acht; saget: kar Issandat tulleb, für tullewat, es kommen zween Herren; kus on teggiat, sehl on neggiat, für ommat, wo Arbeiter sind, da sind auch Zuseher; temma lugges rahmat, für rahmato, er lieset; mind is olli koddo mitte, i. e. minna es ollin, ich war nicht zu Hause; sind sahb minna, i. e. sinna saht minna, du mußt gehen. Was man nach diesem Eingange in der Syntax zu finden fürchten muß, Das findet man auch wirklich: ein Aggregat von Regeln, von denen auch nicht Eine den Nagel auf den Kopf trifft, sehr viele aber geradezu unrichtig sind. Auf die Syntax, welche 20 Seiten einnimmt, folgt ein Appendix auf 8 Seiten, in welchem Beispiele von gewöhnlichen Kontraktionen und Abstraktionen aufgeführt werden, auf den Unterschied der Aussprache in den beiden Dialekten hingewiesen und endlich über die Monatsnamen und Feste gehandelt wird. Hierauf folgt das bereits erwähnte Deutsch-Ehstnische Wörterbuch, dessen geringster Fehler der der Unvollständigkeit ist.

Auf Gösekens dickleibige Manuductio folgte 33 Jahre später Grammatica Esthonica brevi perspicua tamen methodo ad dialectum Revaliensem ed. a Johanne Hornung. Riga (1693). Das Büchelchen enthält nur 114 S. kl. 8. und ermangelt eines Wörterbuchs, gewährt aber nach dem mühsamen, unerquicklichen Durcharbeiten durch seine Vorgänger den Eindruck, den ein Wanderer empfinden mag, der sich durch unwirthbare Wüsteneien, endlose Sandsteppen und unfruchtbares Gestrüpp, vom Geheul und Gekrächz wilder Bestien begleitet, angstvoll bis zur gänzlichen Ermattung abgemüdet und alle Hoff-

nung aufgegeben hat, einen Ausweg aus diesen trostlosen Einöden zu finden, und unerwartet eine grüne Oase vor sich ausgebreitet sieht, geschmückt mit wallenden Saatfeldern, blühenden Gärten und üppigen Wiesen, wo ihm auf geebneten Pfaden überall freundliche Gesichter begegnen, die zum Eintritt in die gastliche Wohnung einladen. Auch hier bildet die Orthographie den Eingang zur Etymologie, aber das richtige Ohr und die klare, unbefangene Anschauung des Verf. scheidet bereits die fremdartigen Konsonanten c, f, x, z aus dem Alphabete aus und weist den übrigen die Stelle an, die ihnen nach dem richtig begriffenen Genius der Sprache gebührt; die Sylben werden schon naturgemäß von einander geschieden und die Dehnung der Vokale durch Verdoppelung derselben angedeutet, ohne Anwendung des dazu hier ganz unbrauchbaren h. Er erkennt bereits den richtigen Unterschied der Betonung in mehrsylbigen einfachen und zusammengesetzten Wörtern und macht schon auf die voces aufmerksam, quae sibilando proferenda sunt, wie hal, wasf, kol u. s. w. In der Etymologie widmet auch er, wie Göseken, der Ableitung der Wörter einen längeren Abschnitt, aber er verfährt dabei mit richtigerem Takt und schärferer Unterscheidung. Die Wörter üks und se, welche bei seinen Vorgängern dazu gezwungen worden waren, ganz sprachwidrig die Funktionen von Artikeln oder Geschlechtswörtern zu verrichten, werden von ihren etatwidrigen Aemtern abgesetzt und an die ihnen gebührenden Stellen zurückgewiesen. In der Deklination hat er bereits den Genitiv Singularis herausgefunden und diejenigen Kasus entdeckt, die ohne Ausnahme aus demselben gebildet werden. Der Akkusativus Singularis und Pluralis, die Indefiniti der neuesten Grammatiker, werden von ihm gleichfalls bereits richtig gewürdigt und die Schwierigkeiten anerkannt, die die Bildung und der Gebrauch dieser Kasus für den Nichtehsten haben. Neben der Flexion in den Kasusendungen macht sich bei ihm schon die Stammflexion, die seine Vorgänger ganz übersehen, geltend und wird fast überall richtig angegeben, wenn er auch nicht die Gesetze gefunden zu haben scheint, nach denen Letztere vorsichgeht. Eben so weiß er bei der Behandlung des Verbi alles Fremdartige zu entfernen und das Aecht-Ehstnische in's gehörige Licht zu stellen. Einige dem Fremden gewöhnlich entgehende Eigenthümlichkeiten, wie Die, daß der Ehste kein Futurum hat und so reich an Infinitiven ist, hebt er gebührend hervor und bringt er an gelegener Stelle zur Sprache. Wo er nicht ganz sicher ist, treffen seine ausgesprochenen Vermuthungen immer den Nagel auf den Kopf und verrathen einen seltenen Scharfsinn. Hier, wie anderwärts wird man lebhaft an einen Sprachforscher unserer Zeit erinnert, der ebenso wie Hornung die ausgetretene Bahn verließ und auf ungebahnten Wegen Entdeckungen machte, die die Zeitgenossen anfänglich für Utopische Träumereien hielten, bis ein tieferes Eindringen in

den Geist der Sprache sie eines besseren belehrte. Ich meine Propst **Heller**. Die ganze Syntax wird auf viertehalb Seiten abgemacht, enthält aber überraschende Bemerkungen in Beziehung auf die schwierige Formation des Objekts im Satz.

Die bisher aufgeführten Hilfsmittel zur Erlernung der Ehstnischen Sprache für die hier lebenden Deutschen reichten noch immer nicht zu, das Bedürfniß zu decken, und besonders fühlten die vielen Ausländer, die als Prediger an Ehstnischen Gemeinden angestellt waren, den Mangel lebhaft genug, um den dringenden Wunsch zu hegen, daß eine vollständige Grammatik nebst Wörterbuch erscheinen möchte. Aber erst 1732. kam ein neuer Versuch heraus, diesem Mangel abzuhelfen, nämlich die „Kurtzgefaßte Anweisung zur Ehstnischen Sprache, in welcher mitgetheilt werden: 1) eine Grammatica, 2) ein Vocabularium, 3) Proverbia, 4) Aenigmata, 5) Colloquia." des Pastors Anton **Thor Helle** zu St. Jürgen in der Nähe von Reval, herausgegeben durch den Diakonus bei der Ehstnischen Stadtgemeinde in Reval, Eberhard **Gutsleff**, XLI und 419 S. 8. In der Vorrede des Herausgebers heißt es von dieser Arbeit: „Nunmehro tritt gegenwärtige Arbeit ans Licht, von welcher nach der Wahrheit einzeugen kann, daß es als eine gründliche Anweisung zu dieser Sprache alle vorhergehende edirte Wercklein weit übertreffe. Man muß aber zuförderst bekennen, daß den ersten Grundstein gleichsam zu diesem Bau geleget habe der sel. Herr Bengt Johannes **Forselius**, gewesener Candidatus theologiae, dessen in einer Vorrede (vor dem Ehstn. N. T. in 4. Anno 1715. p. 8 et 9) gar rühmlichst gedacht wird." Es werden nun die Verdienste des Kandidaten Forselius um die Ehstnischen Schulen und seine Bemühungen, eine bessere Orthographie einzuführen, gebührend anerkannt und dem Verfasser dieser Grammatik, Thor Helle, nachgerühmt, daß er sich diesen Fortschritt zunutze gemacht und seine ausgezeichneten Geistesgaben dazu angewandt habe, nach 20jährigen fleißigen Vorarbeiten ein Werk zustande zu bringen, aus welchem die Ehstnische Sprache gründlich erlernt werden könnte. Bei einer kurzen Angabe des Inhalts der Grammatik bemerkt der Herausgeber unter anderm, daß „zur Vermeidung vielfältiger Declinationum und Conjugationum nur eine **einzige** von beiderlei Art zu Grunde gelegt und zum typo der irregulären Wörter einige Paradigmata erwählt und in gewisse Klassen **nach dem Alphabet** eingetheilt werden, welche die Flexion aller übrigen nominum und verborum, die von dem Haupttypo abweichen, deutlich vor Augen legen. Das Vocabularium, wie auch die Proverbia und Aegnimata sind durch unermüdeten Fleiß eines christlichen Freundes collegiret und vom autore revidiret worden. Es werden in dem vocabulario allein über siebentausend Wörter und phrases anzutreffen sein." Zum Schluß fügt der Herausgeber in der Vorrede hinzu: „die Ursach, warum dies Werkchen von mir ediret worden, ist, daß

deine Geduld, geneigter Leser, der du ein Verlangen darnach getragen, nicht durch ferneren Aufschub im Hoffen und Warten möchte aufgehalten werden. Der Hochwohlehrwürdige Herr Pastor Thor Helle ist in vorigen Jahren nebst seinen übrigen Amtsverrichtungen sowohl bei dem Ehstnischen Handbuch, als bei der Ehstnischen Version des Neuen Testaments sehr okkupirt gewesen, hat auch bei der Edirung dieser Bücher nicht geringen Beistand geleistet; nun aber ist er de novo von einem Venerando Consistorio Provinciali ernennet worden, nebst einigen Anderen an dem wichtigen Werk der Ehstnischen Version des Alten Testaments mit einen Gehilfen abzugeben. Da nun dieses ihm eine nicht geringe Hinderung gewesen wäre zur Edirung dieser Arbeit zu gelangen, so laß es dir, geliebter Leser, gefallen, daß ich mich willig habe finden lassen, ohne ferneren Verzug selbige durch den Druck zum gemeinen Nutzen zu bringen." Was er in der Vorerinnerung über die Buchstaben und deren Aussprache, so wie über den Akcent sagt, ist Alles richtig und gut; nur können wir uns damit nicht einverstanden erklären, daß er nur an gleichgeschriebenen Wörtern den Unterschied in der Aussprache der liquiden Doppelkonsonanten zu bezeichnen vorschlägt (mit einem Akutus auf dem vorhergehenden Vokal für die schärfere Aussprache), statt diese Bezeichnung überall anzuwenden, wo diese Doppelkonsonanten vorkommen. In der Deklination der Nominum behält er die Lateinischen Kasen bei und nimmt einen doppelten Dativ auf le und l und einen doppelten Ablativ auf st und lt an. Er statuirt nur eine Deklination, in welcher Nom., Gen. und Akk. unbestimmt bleiben, Dativ und Ablativ aber stets die angegebene Endung haben. Da er aber damit nicht ausreicht, ordnet er sämmtliche Nomina nebenher noch, je nach dem Buchstaben, auf welchen der Nom. ausgeht, in 17, also fast eben so viel Klassen, als der Ehste mit Ausschluß von h und j Buchstaben überhaupt hat. Auf einen unglücklicheren Eintheilungsgrund möchte wohl kaum Jemand verfallen, da Nomina mit einem und demselben Endbuchstaben ganz verschiedener Weise flektirt werden. Daher mußten denn auch in jeder Klasse abweichende Paradigmata aufgestellt und außerdem noch Noten beigegeben werden, welche die unzähligen Ausnahmen anführen und die Abweichungen erläutern. Wer sein Kapitel von den Deklinationen durchgenommen hat, um daraus über das Wesen derselben unterrichtet zu werden, gelangt bei allem Fleiße nicht zu einem klaren Abschluß, sondern nur zu dem unbefriedigenden Gefühle, sein Wissen nicht auf ein einfaches Princip zurückführen zu können. Dasselbe gilt von dem Kapitel über die Konjugation, worin er an dem einfachen Verbum walmistama die Personal- und Temporalflexion ganz richtig zeigt, aber die Abweichungen anderer Verben von der einfachen Form wiederum als Ausnahmen behandelt, statt das Gesetz nachzuweisen, nach welchem sowohl beim Nomen als beim Verbum Stamm

und Endung abgewandelt werden. Was auf 7 Seiten über die Adverbia, Präpositionen, Konjugationen und Interjektionen beigebracht ist, enthält Richtiges und Falsches gemischt, liefert aber den Beweis, daß der Verfasser wenigstens darnach gerungen hat, die Grammatik aus der Sprache zu entwickeln, statt, wie manche seiner Vorgänger, die Sprache in eine fertige Grammatik einzuzwängen. Die ganze Syntax wird auf 17 Seiten abgefertigt. Im ersten Kapitel handelt der Verfasser von einigen allgemeinen Grundsätzen in Beziehung auf die Stellung, die die Wörter im Satze einnehmen. Das zweite Kapitel begreift sechs Hauptregeln von der Ordnung und Zusammensetzung der Wörter, und zwar handelt die erste Hauptregel vom Nominativ, die zweite vom Genitiv, die dritte vom Dativ, die vierte vom Akkusativ, die fünfte vom Ablativ und die sechste vom Verbum. Das dritte und letzte Kapitel enthält einen Anhang zur Syntax, in welchem gehandelt wird: 1) von den Idiotismis und 2) von den Dialectis. Die ganze Syntax ist ein Aggregat von planlos an einander gereihten Regeln, deren organische Nothwendigkeit in keiner Art nachgewiesen oder aus dem Geiste der Sprache erklärt wird. Das Einzelne für sich ist aber in den meisten Fällen ganz richtig. Was der Verfasser im letzten Kapitel der Syntax von den Dialekten sagt, hat nur Beziehung auf einzelne kleine Abweichungen innerhalb des Revalschen Dialekts und berührt den Dörptschen Dialekt garnicht. Auf die Syntax folgt 1) ein Ehstnisch-Deutsches Wörterbuch, welches 130 Seiten einnimmt; 2) ein „Deutsches Register", d. h. ein Deutsches alphabetisches Wörterbuch, in welchem die Ehstnische Bedeutung nicht hinzugefügt ist, sondern wo neben den Deutschen Wörtern Zahlen stehen, welche auf die Stelle im Ehstnisch-Deutschen Wörterbuch hinweisen, wo das betreffende Wort zu finden ist; 3) ein Anhang, enthaltend a. die Namen einiger Kräuter und Blumen, b. einiger Wurzeln, c. einiger Bäume, d. der Monate und Wochentage, e. die Festtage durchs ganze Jahr, f. die Eintheilung des Tages und der Nacht, g. einige von den Ehsten besonders benannte Tage im Jahr, h. Grüsse und Wünsche der Ehsten, i. männliche und weibliche Vornamen, k. die Benennung eines Bauerwagens nach allen seinen Theilen, l. die Benennung eines Spinnrades nach allen seinen Theilen, m. die Namen der Winde, n. die Stadt Reval mit ihren Gassen, Pforten u. s. w., o. die Namen aller Distrikte, Kirchspiele und Edelgüter Ehstlands, p. Verzeichniß von Ehstnischen Wörtern, die aus dem Deutschen und Russischen recipirt sind, q. einen kurzen Nachtrag zum Wörterbuch; 4) eine Sammlung von Ehstnischen Sprichwörtern, nach dem Alphabet geordnet; 5) eine Sammlung Ehstnischer Räthsel mit deren Auflösung; 6) einige Ehstnische Gespräche mit nebenstehender Deutscher Uebersetzung.

Ich habe bei dieser von Gutsleff herausgegebenen Thor

Helleschen Anweisung länger verweilt, weil das Buch jetzt eine Seltenheit geworden ist, aber mehrere Menschenalter hindurch den Liebhabern der Ehstnischen Sprache als untrüglicher Wegweiser gedient hat, da auch die 50 Jahre später erschienene Ehstnische Sprachlehre von Aug. Wilh. Hupel, Leipzig 1780 (zweite Aufl. Mitau 1818), nur eine wenig veränderte Bearbeitung dieses Werkes ist und durchaus keinen höhern wissenschaftlichen Standpunkt einnimmt. Das Bedürfniß nach tiefer gehenden Forschungen dieser Sprache, deren Reichthum sich durch O. W. Masing's populäre Schriften auf eine so glänzende Weise entfaltete, daß die bisherigen grammatischen Anweisungen als durchaus unbefriedigend erschienen, rief das Sammelwerk von Joh. Heinr. Rosenplänter „Beiträge zur genaueren Kenntniß der Ehstnischen Sprache", Pernau 1813 — 1832, hervor. Es ist dieses Werk ein Sprechsaal, in welchem unzählige Stimmen über Angelegenheiten der Ehstnischen Sprache in allen möglichen Beziehungen sich vernehmen lassen, und hat zu seiner Zeit sehr viel dazu beigetragen, daß manche gute Köpfe sich mit Lust und Erfolg auf das Studium der Ehstnischen Sprache legten. Dr. Fr. Rob. Fählmann's Versuch, die Ehstnischen Verba in Konjugationen zu ordnen, Dorpat 1842, und Pastor Eduard Ahrens' Grammatik der Ehstnischen Sprache, Erster Theil, Formenlehre, Reval 1843, verdanken ihre Entstehung gewiß zum Theil der Anregung, die Rosenplänter's Beiträge hervorgerufen hatten.

Alle diese Werke sind mehr oder minder glückliche Versuche, in den Geist der Sprache einzudringen und den Bau und Reichthum derselben offen darzulegen; aber noch immer ist das Gebiet nicht vollkommen durchforscht worden und es giebt Regionen darin, die der Entdeckung und Aufklärung harren und werth sind.

In den vier letzten Jahren hat unsere Gesellschaft auch das Ihrige dazu beigetragen. So hat namentlich der verstorbene verdienstvolle Propst Heller in einem Vortrage, der hier verlesen worden und in unseren „Verhandlungen" bereits abgedruckt ist, über das Verbum passivum ein Licht verbreitet, das die Freunde und Kenner der Sprache wenigstens anlockt, die Sache etwas näher anzusehen. Der Widerspruch, den er bei der Aufstellung seiner Ansicht, daß der Ehste kein Passivum habe, sondern sich mit Formen eines unpersönlichen Aktivs behelfe, gleich im Beginne der Diskussion in unserer Mitte fand, lag weniger in der Schwäche seiner Beweisführung, als in der Ueberraschung der Konservativen, sich im Besitz eines überkommenen Gutes gefährdet zu sehen, das noch Niemand in allem Ernste angetastet hatte. Die neue Ansicht wird sich vielleicht mit der Zeit geltend machen, da sie auch von Finnischen Sprachforschern schon aufgestellt worden ist. Indessen sind die Akten noch nicht geschlossen. In demselben Aufsatze vertheidigt Heller auch die schon früher von ihm aufgestellte Behauptung, daß die Ehstnischen s. g. Kasen Nom.,

Gen. und Akkus. nicht Kasen, d. h. nicht Formen für die Verhältnisse der Beziehungen der Personen und Sachen gegen einander in einem Satze sind, sondern daß diese Formen in eigenthümlicher Weise die Stelle der Artikel oder Bestimmtheitswörter anderer Sprachen vertreten, und thut Dies namentlich in Veranlassung der von Fählmann dagegen erhobenen Zweifel. Ich fühle mich nicht berufen, zwischen diesen beiden scharfsinnigen Denkern zu entscheiden, darf aber diese Arbeit Heller's nicht mit Stillschweigen übergehen, da sie ungemein viel dazu beigetragen hat, die Sache, die für den Grammatiker von so großer Wichtigkeit ist, einer fortgesetzten Revision zu unterwerfen.

Ein anderes Mitglied, der verstorbene Pastor Aug. Hollmann zu Cawelecht, brachte auch in Folge des Heller = Fählmannschen Streites eine Arbeit ein, die gleichfalls in den „Verhandlungen" abgedruckt ist und worin er die Unsicherheit und Willkür im Gebrauch der fraglichen Kasen, des Hupelschen Nom., Gen. und Akkusativ, durch eine lichtvolle, durch Beispiele versinnlichte Darstellung der Funktionen dieser drei Kasen in bestimmter und unbestimmter Rede, und durch feste Regeln, die aus dem Geist der Sprache ganz naturgemäß resultiren und die der Ehste, dem der Genius seiner Sprache durch die ihm aufgedrungenen Schriften noch nicht entflohen ist, stets beobachtet, Gränzen zu setzen bemüht ist. Ich bin davon überzeugt, daß jeder Freund der Ehstnischen Sprache, der die Schwierigkeiten empfunden hat hier immer die rechte Form zu treffen, durch diesen Aufsatz einen Führer gewonnen hat, der ihn dieselbe mit Bewußtsein finden und gebrauchen lehrt. Die Anmerkungen, welche Heller zu diesem Aufsatze geschrieben hat, sind zwar von ihm in einer Sitzung unserer Gesellschaft vorgelesen worden, finden sich aber in unseren Sammlungen nicht, und ich sehe mich daher nicht im Stande, jetzt noch genau anzugeben, in welchen Punkten er von Hollmann abweicht, obzwar ich mich Dessen zu erinnern glaube, daß Heller damit polemisirend gegen Hollmann auftrat. Vielleicht gewinnen wir diese Arbeit noch aus dem Nachlasse des Verewigten, um auch dieses Aktenstück zur weiteren Aufklärung der Eigenthümlichkeiten des Ehstnischen Idioms unseren „Verhandlungen" einverleiben zu können.

Eine unvollendete Arbeit des verewigten Pastor Hollmann ist noch übrig und in unserem Besitz; sie ist aber nicht weit genug fortgeschritten, um sie zu Förderung unserer Zwecke benutzen zu können. Er hatte es mit derselben darauf abgesehen, der Ahrensschen Deklinationslehre den Krieg anzukündigen und der Anlauf, den er nimmt, verräth die Zuversicht, mit der er in den Kampf geht. Zum Nachtheil für die Wissenschaft und zu innigem Bedauern seiner zahlreichen Freunde und unserer Gesellschaft wand ihm der Tod die Feder aus der Hand, ehe das angefangene Werk eine Gestalt gewonnen hatte. Ein unvollendeter Brief

Hollmann's an Fählmann, datirt vom Februar 1849, läßt einen Blick in die geheime Werkstatt seiner Gedanken in Beziehung auf diesen Gegenstand thun und ich kann mich nicht enthalten eine Stelle daraus mitzutheilen, die uns zugleich die harmlose Gemüthlichkeit unseres verstorbenen Freundes vergegenwärtigt.

„Ich studire, heißt es darin, die Ehstnische Deklinationslehre von Ahrens nun schon seit mehreren Tagen und kann mich garnicht von diesem Studium losmachen. Je mehr ich aber Dies thue, desto mehr entdecke ich leider Fehler und Mängel an seiner Deklinationslehre. Früher nahm ich noch Vieles von ihm so bona fide an; aber jetzt muß ich mit dem Wandsbecker Boten (Band 1. S. 62.) sagen: „Herr Ahrens, Herr Ahrens, da hat Er mir was weiß gemacht!" Ich armer Anfänger und Stümper in der Ehstnischen Grammatik muß nun in Folge meiner Passion für das Studium dieses Buches und wider meinen Willen sein grammatischer Herr und Meister werden, dem er am Ende noch wird huldigen müssen!" — In der Einleitung zu dem hinterlassenen Bruchstück macht er auf einzelne Widersprüche der Ahrensschen Deklinationslehre aufmerksam, in die der Verfasser sich verwickelt habe, daß nicht abzusehen sei, wie er sich in der von ihm versprochenen Syntax werde helfen können, ohne die früheren Behauptungen zurückzunehmen, und weissagt daraus, daß die Syntax wohl nie erscheinen werde; — seltsam genug ist das Buch bis hiezu wirklich noch nicht erschienen!

Als eine Bereicherung des Materials zum Ehstnischen Sprachstudium haben wir auch ein Manuskript Heller's anzusehen, welches einige Zusätze zu Fählmann's „Bemerkungen über die Wurzellehre in der Ehstnischen Sprache" im 1. Heft des 2. Bds. unserer Verhandlungen enthält, worin er namentlich auf einige Wortformen im Dörptschen Dialekt aufmerksam macht, die im Revalschen Dialekt obsolet geworden, aber leicht als die Wurzeln zu erkennen sind, aus denen durch Beimischung fremder Elemente eigenthümlich Revalsch gebildete Wörter entsprungen sind, und wodurch die Behauptung, daß der Dörptsche Dialekt in grauer Vorzeit die allgemeine Sprache aller Ehsten gewesen, einige Stützpunkte mehr bekommt.

Zu gleicher Zeit rief der Aufsatz des verstorbenen Dr. Hansen im 1. Heft des 2. Bandes der Verhandlungen über die Finnischen Wörter für 8 und 9 eine kurze Mittheilung Heller's von einer andern Ansicht über die Bildung der Wörter kattesa und üttesa hervor, welche bis jetzt noch nicht gedruckt ist. Wenn man Heller's Konjektur auch nicht unbedingt adoptiren kann, so hat er doch auch hier wieder den Beweis geliefert, mit welchem Scharfsinn er die Spuren unbekannter Wortbildungen zu verfolgen verstand.

Eins unserer regsamsten Mitglieder, Herr Dr. Kreutzwald in Werro, hat sich mit der historisch-philologischen Kl. der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften in Rapport gesetzt und

steht mit dem Finnischen Sprachforscher, Akademiker Sjögren, in lebhaftem Briefwechsel. Die Bülletins der Akademie erwähnen seines Namens und seiner schätzenswerthen Beiträge mit glänzender Anerkennung, was uns nicht nur im Interesse der Sache, sondern auch der Person erfreut, insofern wir ihn mit Stolz als den Unsrigen ansehen dürfen.

Noch muß ich der mühsamen, weitschichtigen Arbeit eines Mitgliedes erwähnen, das im ersten Entwurf mit dem letzten Monat des eben vergangenen Jahres beendigt ist, und nur noch der Revision und Vorbereitung für den Druck unterworfen werden soll. Es ist dies ein Ehstnisch-Deutsches Wörterbuch, dem das Hupelsche zu Grunde gelegt ist, und wobei ein reichhaltiges Material von Wörtersammlungen verschiedener Sprachfreunde und von eigens zu diesem Zweck aus Ehstnischen Schriften gesammelten Wörtern mit benutzt worden ist. Der Verfasser ist Herr Pastor Akerman zu Ecks, der aus reiner Liebe für die Sache sich dieser Riesenarbeit unterzogen und sein Manuskript der Ehstnischen Gesellschaft zur Disposition gestellt hat.

In Sachen der Ehstnischen Orthographie ist in dem bezeichneten Zeitraum von Seiten unserer Gesellschaft auch manche beachtenswerthe Notiz ausgesprochen und zu den Akten gelegt worden. Darunter zeichnet sich durch ihre Ausführlichkeit besonders ein Manuskript von Heller aus: Ueber die Verdoppelung und Vereinfachung der Konsonanten zwischen Vokalen in der Ehstnischen Schrift. Die Behauptung Heller's, daß die Verdoppelung sich auf die hohe Aussprache des vorhergehenden Vokals, so wie die Vereinfachung auf die tiefe Aussprache desselben gründe, veranlaßte den Verf., den Unterschied zwischen der hohen und tiefen Aussprache eines jeden Vokals bemerkbar zu machen; er spann seine Untersuchung aber in so feine Fäden aus, daß die Zuhörer in manchen von ihm gewählten Beispielen gar keinen Unterschied mehr wahrnehmen konnten, den sein scharfes Ohr angeblich noch deutlich fühlte. In dem Worte altar z. B. fanden alle einen Unterschied zwischen dem Laute des ersten und zweiten a und ließen es gelten, daß das erste a hoch, das zweite tief lauten solle; denselben Unterschied konnten wir in dem ä der beiden Wörter wägga und wäga finden; aber als Heller denselben Unterschied in den Wörtern sääl und pääl zu hören behauptete, hörte unser Wahrnehmungsvermögen zu wirken auf, und wir konnten ihm in seinen Untersuchungen nicht weiter folgen.

Damit soll durchaus nicht gesagt werden, daß seine Theorie falsch sei, denn die Geschichte der Entdeckungen im Gebiete des Wissens ist eben so reichhaltig an gefundenen Schätzen, als an Verhöhnungen der ersten Entdecker, die von ihren Zeitgenossen Träumer genannt wurden, und denen die Nachwelt, und zwar mit größerem Rechte, nachher Monumente gesetzt hat. In der Orthographie scheinen alle Versuche, sich für eine auf richtigen Principien ba-

sirte Praxis zu vereinigen, bis jetzt vergebens gewesen zu sein, denn gerade in neuester Zeit haben sich zwei schroff einander gegenüberstehende Schreibweisen geltend gemacht, deren Vertreter sich auf keine Unterhandlungen mit einander mehr einlassen; die Einen nämlich haben die sogenannte *Finnische Orthographie* adoptirt, die Andern auf der Basis der Masingschen die alte Ehstnische mit einigen nothwendigen Aenderungen beibehalten; die tiefsinnigen Grübeleien und heftigen Kämpfe, die vorhergingen, haben indessen wenigstens *die* Frucht zu Tage gefördert, daß beide Parteien von keiner Willkür mehr wissen wollen und Theorie und Praxis durch genaue Befolgung der als richtig erkannten Regeln in Uebereinstimmung zu erhalten beflissen sind. Ich glaube, das Deutsche Blut ist auch hier daran Schuld, daß es zu keiner Einigkeit kommen will, denn das Ehstenvolk selbst scheint, da es wie alle andern Völker rücksichtlich der Orthographie eine allgemein übereinstimmende Praxis beobachtet, von den Neuerungen ihrer Deutschen Lehrer gar keine Notiz zu nehmen, und behauptet fortwährend das Juste milieu des alten Schlendrians, ohne sich zur schwarzen oder rothen Partei hinüberziehen zu lassen.

Wir dürfen indessen diese Uneinigkeit in den Ansichten, so lange sie nicht mit den *Meinungen* auch die *Herzen* der Mitglieder spaltet, durchaus nicht beklagen und wollen recht geflissentlich Deutsche Kämpfer auf dem Felde der Wissenschaft bleiben. Denn der Kampf erhält die Geister wach und spornt zu immer neuen Versuchen an, das Richtige aufzufinden. Möge dieser Geist der Regsamkeit uns stets beseelen, dann wird sich als Wahrheit der herzliche Wunsch bewähren: **Es lebe die Ehstnische Gesellschaft!**

Verzeichniß
der gegenwärtigen Mitglieder der Gesellschaft
bis zum 1. Oktober 1852.

1. Ehrenmitglieder.

1. Karl Gustav Masing, Pastor in Neuhausen.
2. G. Fr. von Böningh, Finnländischer Agent und Konsul in Reval.
3. Dr. A. F. Pott, Professor in Halle.
4. Dr. Wilhelm Schott, Professor in Berlin.
5. Dr. Paul Joseph Schafarik, K. K. Kustos der Bibliothek in Prag, Mitglied der Wiener Akademie der Wissensch. u. s. w.
6. Dr. Elias Lönnrot, Kreisarzt in Kajana in Finnland.
7. Dr. C. E. Napiersky, Staatsrath und Ritter, Censor in Riga.
8. Dr. Fr. R. Kreutzwald, Stadtarzt in Werro.

2. Korrespondirende Mitglieder.

9. Dr. H. von der Gabelentz, Regierungsrath in Altenburg.
10. Dr. Stubendorff, Staatsrath u. Ritter, in Irkutzk.
11. Dr. Alex. Schrenk, Privatdoc. u. Ritter, in Dorpat.
12. Dr. Ernst Hoffmann, Obrist und Ritter, in St. Petersburg.
13. Dr. Peter von Köppen, Wirkl. Staatsrath, Akademiker in St. Petersburg.
14. Karl von Schmith, Kollegienassessor.
15. Dr. Gabriel Rein, Prof., derz. Präsid. der Finnisch.-Literärisch. Gesellsch. in Helsingfors.
16. Dr. Bernh. Köhne, Hofrath und Ritter, in St. Petersburg.
17. Habel, Archivar, Sekretär der Nassauischen Gesellschaft für Geschichte in Schierstein.

18. Dr. Emele, erster Direktor des Vereins zur Erforschung der Rheinisch. Geschichte in Mainz.
19. Dr. Karl A. Ullepitsch, K. K. General-Prokurator für das Königreich Illyrien, zu Klagenfurt.
20. Dr. Adolph Brandt, freipraktic. Arzt in Opotschka.
21. Aug. Reidemeister, Direktor, in Schpikow im Gouvernement Podolien.
22. P. Saweljeff, Hofrath, in St. Petersburg.
23. Heinrich v. Kruse auf Groß-Lauth bei Königsberg in Preußen.
24. Hermann v. Kruse auf Karwinden bei Königsberg in Preußen.

3. Ordentliche Mitglieder.

25. Dr. Fried. G. von Bunge, Staatsrath und Ritter, rechtsgelehrter Bürgermeister in Reval.
26. K. H. Gehewe, Prediger der Ehstn. Gemeinde in Dorpat.
27. Dr. E. A. Herrmann in Dresden.
28. Rudolph Hollman, Prediger zu Rauge.
29. G. M. Knüpffer, Prediger zu Klein-Marien in Ehstland.
30. Dr. Fried. Kruse, Staatsrath und Ritter, Prof. in Dorpat.
31. F. F. Meyer, Prediger zu Jewe in Ehstland.
32. Karl G. Reinthal, dimitt. Prediger, derz. Präsident der Gesellschaft, in Dorpat.
33. Dr. Andreas Sjögren, Staatsrath, Akademiker in St. Petersburg.
34. Wilh. Thrämer, Rathsarchivar in Dorpat.
35. J. Nocks, Koll.-Ass., Kreislehrer in Wesenberg.
36. Ernst v. Reinthal, Kollegienrath u. Ritter, Bezirks-Insp. in Dorpat.
37. C. G. Fick, Propst u. Prediger zu Kegel in Ehstland.
38. W. Eug. Grohmann, Pastor zu Turgel in Ehstland.
39. Alex. Graf Igelström zu Jewe.
40. Hermann Graf Igelström in Reval.
41. Wilh. v. Hehn, dimitt. Garde-Kapitain, beständiger Sekretär der Gemeinnützigen und Oekonomischen Societät zu Dorpat.

42. Dr. Georg Schultz, Kollegienrath, Prosektor der Medicinischen Akademie in St. Petersburg.
43. H. J. Holmberg in Helsingfors.
44. Peter von Güldenstubbe, Staatsrath, in Dorpat.
45. V. Hehn, Hofrath, in Tula.
46. R. Gutglück, Prediger in Anzen.
47. Wilh. von Stryk, Landrath Exc., zu Brinkenhof.
48. Anton von Reguly aus Ungarn.
49. F.F. Gebhardt, Prediger zu St. Johannis in Ehstland.
50. Karl Mickwitz, Lektor der Ehstn. Sprache bei der Univ. u. stellv. Insp. am Gymnasium zu Dorpat.
51. Dr. J. Johnson, Kollegien-Ass., in St. Petersburg.
52. Th. von Krüdener zu Suislep.
53. Emil Sachssendahl, Bezirksarzt, derz. Sekretär der Gesellsch., in Dorpat.
54. Leonh. v. Stryk, dimitt. Kreisrichter, in Palla.
55. Robert v. Stackelberg, dimitt. Kreisgerichts-Ass., in Dorpat.
56. Theodor Beise, Syndikus der Kaiserl. Universität Dorpat.
57. Gotthard v. Liphart, Landrath Exc., auf Rathshof.
58. Dr. J. E. v. Paucker, Kollegienrath, Gouv.-Prokureur in Reval.
59. Dr. E. von Rummel, Kollegienrath, außerord. Prof. des Provinzialrechts in Dorpat.
60. Alex. Jasonn, Cand., auf Kawershof bei Dorpat.
61. Th. Thrämer, Kollegienrath, in Dorpat.
62. J. von Bartholomaei, Obrist und Ritter, zur Zeit am Kaukasus.
63. M. G. Santo, Kollegienrath, Oberlehrer am Gymnasium in Dorpat.
64. Moritz v. Kauzmann, Prediger zu Odenpä.
65. Woldemar Rohland, Cand. jur., Sekretär der Bauerrentenbank in Dorpat.
66. Woldemar Schwartz auf Warbus.
68. Konrad von Brasch auf Aya.
69. Gustav Osk. Oehrn, Prediger in Wendau.
70. Hermann Clemenz, Lektor der Lettischen Sprache an der Univ. und Seminar-Lehrer in Dorpat.

71. Karl Hehn, Cand. phil., Bibliothekargehilfe bei der Univ.=Bibliothek in Dorpat.
72. Ernst von Brasch zu Waimastfer.
73. Karl Baron Bruiningk zu Palloper und Stolben.
74. Julius Schröders, Cand. jur., Titulärrath, Stadtsekretär in Windau.
75. Hermann Hörschelmann, Direktor einer Privaterziehungsanstalt in Werro.
76. A. F. Walcker, Apotheker in Narwa.
77. Peter Twerittinow, Gouv.=Sekret., Beamte der Gouv.=Regierung in Mitau.
78. Konstantin Steinbach, Magist. jur., auf Moon-Großenhof.
79. Alex. Wulffius, Cand. jur., Archivar des Universitätsgerichts in Dorpat.
80. Karl Friedr. Robst, Cand. philol., in Dorpat.
81. Franz v. Akerman, Prediger in Ecks bei Dorpat.
82. Friedr. Masing, Prediger in Rappin.
83. Johann Lagus, Kronslandmesser, in Walk.
84. Hermann Hartmann, Zeichenlehrer in Dorpat.
85. Karl Staehr, Gouv.=Sekret., in Dorpat.
86. Nikolai v. Schweder, Feldingenieur=Lieutenant, in Warschau.
87. K. H. von Busse, Staatsrath, in St. Petersburg.
88. Thomas Clausen, Kollegienrath, Observator bei der Kaiserl. Sternwarte in Dorpat.
89. Oswald von Schmidt, Cand. jur., Obersekret. des Raths der Kaiserl. Stadt Dorpat.
90. William Gendt, Cand. phil., in Narwa.
91. Dr. Wold. Schultz, Kreisarzt in Dorpat.
92. Kornelius Laaland, Prediger der Ehstn. Gemeinde in St. Petersburg.
93. Theod. v. Schmid, Cand. jur., Zoll=Sekretär in Pernau.
94. Dr. Alex. von Rennenkampff in Dorpat.
95. Boris Baron Üxküll, Majoratsherr auf Fickel in Ehstland.
96 Friedr. Bader auf Werrohof.